Mai 2019

85 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

(un)sterblich

Langlebigkeit Zwischen Kryonik und Zellregeneration

Sternenkinder Hilfe in schwierigen Zeiten

Priesterkönig Eine Fantasiefigur beeinflusst die Weltgeschichte

JOBfinder

15 Juni
10 - 15 Uhr
Messe Erfurt
Eintritt frei!

jobfinder-messe.de

Anzeige

JENAER UNTERNEHMENS TAGE

Anzeige

FRIEDRICH-SCHILLER-UNIVERSITÄT JENA

JENAER UNTERNEHMENSTAGE

03. BIS 07. JUNI 2019 | ERNST-ABBE-PLATZ

WWW.JENAER-UNTERNEHMENSTAGE.DE

FIRMEN**KONTAKT**BÖRSE

04. UND 05. JUNI 2019 | 9[30] – 15[00] UHR | ERNST-ABBE-PLATZ

WWW.SFT.UNI-JENA.DE/FIRMENKONTAKTBOERSE

Lernen kann man überall. Entdecke Kompetenz und Vielfalt.

Wir bieten:

- passende Literatur zu den Kursen
- aktuelle Fachbücher
- große Auswahl
- kompetente Beratung
- besten Service
- und vieles mehr ...

Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia
»Neue Mitte Jena« · Leutragraben 1 · 07743 Jena · Tel. 03641 4546-0

Thalia
Einhundert Jahre

Anzeige

Anzeige

Editorial

Mit dem Tod habe ich nichts zu schaffen. Bin ich, ist er nicht. Ist er, bin ich nicht“, hat schon Epikur vor über 2000 Jahren gesagt. Kaum ein Thema prägt uns so sehr und wird doch gleichzeitig aus unseren Gedanken und Gesprächen so lange wie möglich verbannt, wie der Tod und die Frage nach einem Leben nach dem Tod.

Das Bild von der Seele, die in den Himmel oder die Hölle wandert, die Reinkarnation in verschiedene Lebewesen oder der Eintritt ins Paradies mit unzähligen Jungfrauen – Vorstellungen von dem Leben nach dem Tod gibt es viele. Besonders prägend für das europäische Bild der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses war Dante Alighieris *Göttliche Komödie* (1307-1321): eine gleichermaßen religiöse, philosophische und politische Dichtung, aus der Ihr einen Auszug auf Seite 27 lesen könnt. Vorstellungen des Jenseits, helfen dabei, mit der Angst vor dieser unvermeidlichen Tatsache umzugehen: dass wir alle eines Tages das Zeitliche segnen, über den Jordan gehen, den Löffel abgeben – wie man das auch immer bezeichnet. Über eben solche Umschreibungen und Metaphern des Sterbens in der deutschen, englischen und französischen Sprache erfahrt Ihr mehr in der Sprachkolumne von Prof. Dr. Thomas Honegger (Seite 29).

Vielen weniger geläufig dürfte der Begriff der Thanatosoziologie sein – die soziologische Beschäftigung mit dem Ableben. Unser Gastautor Prof. Dr. Klaus Feldmann gibt ab Seite 16 einen einführenden Überblick über verschiedene Formen des Sterbens – physich, psychisch und sozial.

Die Vorstellung nach Unsterblichkeit prägt nicht nur unsere Träume, sondern beschäftigt seit Jahrhunderten auch Forscher. Die Kryobiologie bildet einen modernen Versuch, das Leben auf Erden zu verlängern, oder zumindest Zellen zu präservieren: Der Anatom Prof. Dr. Klaus Sames erläutert in seinem Meinungsbeitrag (Seite 8) die Grenzen und Chancen dieser Technik. Dem entgegen beschreibt unsere Gastautorin, Zellbiologin Dr. Anna Müllner – ab Seite 18 – die Prozesse der Alterung und erklärt, warum aus rein biologischer Sicht bisher niemandem der Durchbruch zur Untersterblichkeit gelingen konnte und wohl auch niemals gelingen wird (und sollte).

Körper sterben, aber Kunstwerke bestehen weiter. Die russische Bewegung des Kosmismus prophezeite die Wiederauferstehung aller Menschen – unter anderem mit den Mitteln der Kunst. Mehr über diese eigenartige und heute kaum bekannte Bewegung erfahrt Ihr in unserem Fotoessay auf Seite 22. Heute fast so unbekannt sind die sogenannten „lacrima movies“: eine kurzzeitige, aber in den 1970er Jahren sehr erfolgreiche Welle italienischer Filmmelodramen, in denen kleine Kinder in unglücklichen Familien an Krankheiten sterben (Seite 24). So traurig die „lacrima movies“ sind – es ist tröstlich, sich zu vergegenwärtigen, dass sie „nur“ Filme sind. Doch leider sterben Kinder auch im wahren Leben, manche kurz nach der Geburt oder im Mutterleib. Die Hebamme Elisabeth Blecks betreut Eltern von Sternenkindern und spricht mit *unique* auf Seite 10 über ihren persönlichen Hintergrund, gemeinsames Weinen mit Eltern und die zentrale Bedeutung von Zeit für die Trauerbewältigung.

Auch wenn wir euch mit dieser Ausgabe vielleicht nicht die Angst vor dem Tag X nehmen können, hoffen wir doch, dass ihr einige neue Perspektiven auf dieses Thema gewinnt. Eine erkenntnisreiche Lektüre wünscht euch

Eure Redaktion

I N H A L T

EinBlick

Zukunft nach der Uni
Career and Welcome Point als Anlaufstelle zur Karriereplanung 6

Kryonik und Lebenserhaltung
Zeit gewinnen durch Kühlung 8

„Das aufzuarbeiten braucht Zeit“
Die Hebamme Elisabeth Blecks spricht über Sternenkinder 10

WeitBlick

Über den physischen Tod hinaus
Aspekte von psychischem und sozialem Leben und Sterben 12

Die Legende um den Priesterkönig
Eine Fantasiefigur beeinflusst die Weltgeschichte 14

Die kulturelle Dimension des Suizids
Über die Akzeptanz von Selbsttötung in verschiedenen Gesellschaften 16

Jeder will alt werden, aber keiner will es sein
Ein Bericht über die Grenzen des menschlichen Lebens 18

***memorique:* „Eine Distanz muss gewahrt bleiben“**
Historikerin Stephanie Billib über Augmented Reality in Bergen-Belsen 20

An Experiential Learning Lab for Global Problem Solvers

Applications Open!

Visit meltonfoundation.org or scan the QR code for more information! Come join us!

Melton Foundation
Deep collaborations. Powerful actions.

Anzeige

LebensArt

***Fotoessay:* Unsterblichkeit für alle!**
Die russische Bewegung des Kosmismus in Bildern 22

Tränen für Luca
Sterbende Kinder im italienischen Melodrama 24

***Das fremde Gedicht*: Dante Alighieris „Inferno“** 26
Der Klassiker, der unser Bild von der Hölle prägte

***klassiquer:* Flanieren im Käfig selbstauferlegter Langeweile** 28
Jane Austen und die missverstandene Romantik ihrer Romane

***Kolumne:* Wenn die unsterblichen Elben über den Jordan gehen** 29
Tod und Vergänglichkeit in der Sprache

WortArt

übrique
unique auf Reisen | Impressum | Bildnachweise 30

Zukunft nach der Uni

Der Career and Welcome Point der Universität Jena betreut und begleitet deutsche und internationale Studierende bei der Karriereplanung.

von Irem

Das Timing wichtiger Lebensfragen ist manchmal ziemlich witzig. Die Frage, wie es nach meinem Studium weitergehen soll, stellt sich mir meistens während einer Party unter den verrückten Lichtern des Nachtclubs. Vielleicht versucht mein Unterbewusstsein, diese Momente des Spaßes zu sabotieren. Trotzdem hat es recht. Was könnten mögliche Beschäftigungsbereiche sein? Ist ein Praktikum notwendig, um die beste Ausgangssituation für eine unbefristete Stelle zu erhalten? Wie und wo kann ich mir neue Fähigkeiten aneignen?

Um diese Fragen zu beantworten, habe ich den Career and Welcome Point der Universität Jena kontaktiert. „Vielen Studenten kommt das Thema erst in den Sinn, wenn sie ihre Bachelor- oder Masterarbeit abgegeben haben“, so die stellvertretende Projektleiterin Ekaterina Maruk. „Aber das Unternehmen braucht ja erstmal Zeit, die Unterlagen zu sichten, sich zu melden und das vielleicht mit der zuständigen Abteilung zu klären.“ Der Career and Welcome Point versucht mit seinen Angeboten, die Studenten kontinuierlich mit Informationen zu versorgen, damit sie sich nicht erst im letzten Moment vorbereiten. Die neue Abteilung der FSU bietet ihnen seit April 2018 die Gelegenheit, Antworten auf ihre Zukunftsfragen zu finden. Seit der Eröffnung der Abteilung besuchten über 70 Studenten die Anlaufstelle zur allgemeinen Beratung oder Unterstützung bei Lebenslauf und Praktikumsvermittlung.

Der Career and Welcome Point wird durch den Freistaat Thüringen aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds gefördert und ist somit Teil des Projekts „Hochqualifiziert. International. Thüringen“. Dieser Lokalbezug zeigt sich auch in den vielen Verbindungen zu Unternehmen in Thüringen – insbesondere zu solchen, die nicht jedem bekannt sind. Viele internationale Studenten tendieren dazu, zunächst nach Praktikumsmöglichkeiten in größeren Unternehmen zu suchen, da sie diese auch aus ihrer Heimat kennen. So fallen im Gespräch meistens die Namen der fünf größten Unternehmen deutschlandweit, wie Bosch oder Siemens. „Meistens kennen die Studenten keine weiteren Firmen – dann muss man weiter recherchieren. Das ist aber nicht nur ein Problem von internationalen Studenten, sondern auch von deutschen Studenten“ erzählt Maruk.

Interkulturelle Erfahrungen und Ehrenamt

Insgesamt sind die Herausforderungen internationaler Studenten gar nicht so verschieden von denen deutscher. Die stellvertretende Projektleiterin erklärt, dass viele Firmen, an die der Career and Welcome Point internationale Studenten vermittelt hat, die Entscheidung für oder gegen eine weitere Zusammenarbeit von ihren Ersterfahrungen abhängig machen. „Aber das ist mit den Deutschen nicht anders. Es kann auch sein, dass sie insgesamt keine weiteren Praktikanten mehr haben möchten.“ Wenn Thüringer Unternehmen Geschäfte im Ausland haben, sind internationale Studenten oft sogar im Vorteil: „Weil sie mit einem Partner in China zusammenarbeiten, suchen Unternehmen auch gezielt Studenten aus China, die interkulturell vermitteln und kommunizieren können.”

Darüber hinaus bringen ausländische Studenten oft viel Berufserfahrung aus ihrem Heimatland mit. Weil sie aber glauben, dass die Erfahrungen möglicherweise nicht relevant sein könnten, schreiben sie diese nicht in ihren Lebenslauf.
Dasselbe gilt für außeruniversitäre Tätigkeiten. Denn der Studienabschluss sollte nicht das einzig Wichtige sein, wenn es um bessere Karrierechancen geht. Es ist auch entscheidend, Fähigkeiten zu erlernen, die nicht unbedingt mit dem Studium zusammenhängen. Jemand, der Romanistik studiert, kann zum Beispiel am Universitätsrechenzentrum seine IT-Fähigkeiten verbessern, die bei einer Bewerbung sicherlich auch nützlich sein können. Aber nicht nur Kurse können solche Erfahrungen vermitteln: „Das kann auch was ganz anderes sein, wie ein soziales Engagement, wie ein Engagement in einer Hochschulgruppe“, so Verena Wilk, Projektmitarbeiterin im „Zertifikat Karriereplan“.

In vier Modulen zur Karriere

Das „Zertifikat Karriereplan” ist ein neues Projekt, das der Career and Welcome Point 2018 für Studenten der FSU eingeführt hat. Es bietet den Teilnehmern den Rahmen und motiviert sie dazu, schon während des Studiums ihre Kompetenzen zu verbessern, sich ehrenamtlich zu engagieren und aktiv mit ihrer beruflichen Zukunft auseinanderzusetzen. Dank dieses Projekts haben sie die Möglichkeit, sowohl nachweisbare vergangene Praktika und berufliche Erfahrungen auf einem Abschlusszertifikat anerkannt zu bekommen, als auch gezielt neue Erfahrungen zu sammeln. Dafür müssen studienbegleitend vier Module belegt und spätestens im letzten Semester abgeschlossen werden. Das erste Modul beinhaltet die Auseinandersetzung mit dem Berufseinstieg, durch den Besuch einer Firmenkontaktmesse und ähnlicher Veranstaltungen. Das zweite gilt der Reflektion interkultureller Kompetenzen – das kann die Teilnahme an einem Sprachkurs oder einem interkulturellen Training sein. Ich selbst habe im Rahmen des Programms letztes Jahr bei so einem Training mitgemacht. In dieser Zeit habe ich mit anderen Studenten aus aller Welt zusammengearbeitet, um die kulturellen Unterschiede besser kennenzulernen und zu verstehen. Das dritte Modul konzentriert sich auf das Sammeln von Berufserfahrungen und hilft, ein Praktikum oder einen Job zu finden, der auf mögliche Berufsfelder nach dem Studium vorbereitet. Das vierte und letzte spiegelt durch Freiwilligenarbeit die gesellschaftliche Komponente wider. Letztes Semester verpflichtete mich das Programm als Mentorin für zwei ausländische Studenten aus der Türkei und Irland. Als ich damals neu in Jena war, hatte ich selbst einen Mentor, der mir bei allem geholfen hat – wenn man in ein fremdes Land kommt, braucht man Unterstützung, vor allem, wenn man der Sprache nicht vollständig mächtig ist. Im März diesen Jahres erhielt eine 22-jährige Bachelor-Absolventin zum ersten Mal das Zertifikat, nachdem sie alle Module erfolgreich abgeschlossen hatte. Hoffentlich bin ich die Nächste. □

Kryonik und Lebenserhaltung

Mittels Kryonik können Zellen, Organe und ganze Organismen bei extrem tiefen Temperaturen erhalten werden: Ein Meinungsbeitrag über die Möglichkeiten, Potentiale und Grenzen dieser Technik.

von Klaus Sames

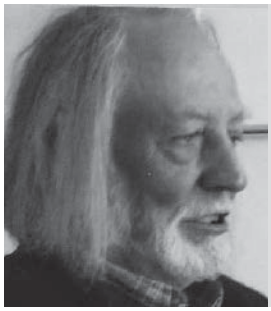
Die Auseinandersetzung mit dem Tod wird in der Regel mit der Spätpubertät unter Resignation abgeschlossen. Nur eine verschwindende Minderheit – vielleicht von Menschen, die nicht zur Verdrängung ihrer Endlichkeit fähig sind – hadert weiterhin mit dem eigenen Ende und wünscht sich eine Lebensverlängerung.

Die Kryonik beschäftigt sich mit der Konservierung von Zellen, Organen und vollständigen Organismen bei tiefen Temperaturen bis hin zu -196°C – der Temperatur von flüssigem Stickstoff. Forschungsziel ist die Anwendung auf den Menschen. Dass die Kühlung des menschlichen Körpers nach der Bescheinigung des „Todes“ seine Lebensfähigkeit auch nach dem Auftauen bewahren kann, ist bisher umstritten. Ein Grund dafür sind antik-mittelalterliche Vorstellungen, die sich bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts gehalten haben. Danach entweicht mit dem Tod ein Lebensprinzip unwiderruflich aus dem Körper. Noch im letzten Jahrhundert wurde dieses Prinzip als „Entelechie“ vertreten. Danach gilt der Satz: Tot ist tot.

Aber wird das in Zukunft immer so bleiben? Kryonik hält den Sterbevorgang und die Lebensprozesse, welche nach der Bescheinigung des Todes noch lange nicht abgeschlossen sind, durch Kühlung und somit durch Reduktion der chemischen Prozesse an, um Zeit zu gewinnen. Bei der Temperatur flüssigen Stickstoffs bleibt biologisches Material theoretisch tausende von Jahren unverändert erhalten. Diese Erhaltung ist durch Arbeiten im Fachgebiet Kryobiologie für die bisher überschaubaren Zeiträume belegt.

Ein Leben nach der Kühlung

Beispiele, dass das funktionieren kann, gibt es im Tierreich zu Genüge: Wirbeltiere wie Frösche kühlen im Winter auf einige Grade unter Null ab. Dabei liegt ihr Körperwasser teilweise als Eis und teilweise als unterkühlte Flüssigkeit vor. Sie lassen sich in diesem Zustand nicht tiefer kühlen. Einige wirbellose Tiere wie arktische Insekten sowie auch Blutegel oder Bärtierchen können aber auf Temperaturen bis zu - 180°C gekühlt werden und leben nach Erwärmung wieder auf. Kleine Säugetiere wie Hamster und Ratten kann man auf -1 bis -3°C abkühlen und danach durch Erwärmung wiederbeleben. Das Gehirn erträgt dabei eine Eisbildung von bis zu 60% des Hirnwassers. Auch größere Organe und Organteile von Säugetieren wurden bereits unter Verwendung von Frostschutzmitteln auf verschiedene Temperaturen unter Null gekühlt und ganz oder teilweise wieder zur Funktion gebracht. Bei Temperaturen unter -130°C, welche eine Langzeitlagerung gestatten würden, gibt es bislang aber nur einzelne erfolgreiche Versuche und diese auch nur an kleinen Organen oder Gewebeteilen. Menschliche Zellen werden häufig in flüssigen Stickstoff gebracht und wieder zum Leben erweckt. Zellen können dem Körper noch viele Stunden nach Erklärung des Todes entnommen und in Zellkulturen am Leben erhalten werden, Hirnzellen zum Beispiel acht Stunden nach dem Versagen der Organe und Todesbescheinigung. Zu diesem Zeitpunkt kann man ein Überleben von bis zu der Hälfte der Hirnnervenzellen annehmen. Stammzellen werden gerade durch das Versagen der Organe aktiv und versuchen, die Gewebe zu reparieren. Kurz nach dem Tod versagt die Energieversorgung und es findet kein Gewebeabbau mehr statt – vor allem, da die Gewebe auskühlen. Diese Kühlung kann künstlich verstärkt werden. So wird das Sterben von Zellen und Geweben gestoppt und der Gewebeaufbau erhalten. Leider entstehen bei Temperaturen unter Null Eiskristalle, welche Zellen osmotisch, chemisch, und physikalisch schädigen. Bei Kühlung kann die Bildung von Eis (in Form von Kristallen) durch Frostschutzmittel wie Glycerin, Dimethylsulfoxid sowie Zucker und Alkohole auf tiefere Temperaturen verschoben werden. Durch schnelle Kühlung kann aber die Kristallbildung unterlaufen werden. Dadurch steigt die Zähflüssigkeit oder Viskosität schnell an, besonders, wenn eine sehr konzentrierte Lösung von Frostschutzmitteln verwendet wird. Bei einer bestimmten Temperatur, der



Prof. Dr. Klaus Sames

(80) ist Kryonikvertreter, Gerontologe und Anatom. Als Professor für Anatomie lehrte er in Heidelberg, Freiburg, Zürich und Hamburg. Seit seiner Pensionierung im Jahr 2004 beschäftigt er sich intensiv mit der Lebensverlängerung durch Kryonik. Nach seinem Tod möchte er seinen Körper auch selbst auf diese Weise konservieren lassen.

Glasübergangstemperatur (bei gängigen Frostschutzmitteln etwa -130°C) wird ein festes, kristallfreies Glas gebildet. Gewebe, welche so verglast wurden, können wiederbelebt werden. Das größte Organ, das so tiefgekühlt und wiederbelebt wurde, war die kleine Niere eines Kaninchens. Die Kryonik funktioniert also an kleinen Säugerorganen, die schnell aufgewärmt werden können, was bei den großen menschlichen Organen nicht geht. An günstigeren Frostschutzmitteln und Erwärmungsmethoden wird aber gearbeitet. Könnte man Transplantatorgane tiefkühlen, würden weniger Schäden auftreten, die sie unbrauchbar machen. Den Mangel an Organen so zu vermeiden, ist ein Nahziel der Kryonik.

Mehr Zeit gewinnen

Sehr konzentrierte Lösungen sind toxisch. Sie dürfen nur bei Temperaturen unter 10°C angewendet werden und müssen nach schnellem Erwärmen sofort verdünnt werden. Beim Aufwärmen können wieder Eiskristalle entstehen, solange die Temperatur unter dem Gefrierpunkt bleibt. Die notwendige Erwärmungsrate, um die toxischen Frostschutzmittel schnell zu verflüssigen und Eiskristalle auch in tiefen Schichten zu vermeiden, erreichen wir noch nicht. Die Erwärmung mithilfe elektromagnetischer Wellen wird untersucht. Jedoch ist ein anderer Durchbruch in Sicht, denn man hat Eisenpartikel von Nanometergröße ins Gewebe diffundieren lassen. Diese wurden dann durch ein magnetisches Feld erwärmt und dadurch eine gleichmäßige Temperatursteigerung im Gewebe ohne Schädigung erzielt. Bisher wurden nur kleine Gewebestückchen getestet, jedoch kann man annehmen, dass auch größere Organe so ohne zusätzliche Schädigung wieder erwärmt und belebt werden können.

Die Schäden nach dem Versagen des Kreislaufs führen zum Verlust von Zellen, welche ersetzt werden müssen. Hinzu kommen diejenigen Schäden, welche den Tod verursachen, wie Krankheiten und Alternsveränderungen. Bis zu ihrer Beseitigung liegt noch ein langer Weg vor der Wissenschaft. Die Kryonik gewinnt aber diese Zeit. Anders im Tierversuch oder bei jungen Raumfahrern: Hier könnte der Durchbruch bald erfolgen.

Die Kryonik hat die Potenz, sich zu einer sensationellen Möglichkeit der Lebenserhaltung für Mensch und Tier auch unter ungünstigen Umständen, bei körperlichen Schäden oder in Gefahrenzonen zu entwickeln, von der die heutige Medizin nur träumen kann.

In den USA und Russland gibt es Institute, welche die Langzeitlagerung kryokonservierter Patienten anbieten. Bei den US-amerikanischen handelt es sich um „non profit“ Organisationen, in deren Vorständen praktisch nur Personen sitzen, welche selbst Verträge abgeschlossen haben und meist idealistisch motiviert sind. Die Preise sind teilweise auch aus sozialen Gründen sehr günstig: Beispielsweise führt Cryonics Institut den Transport, die medizinische Operation und die Aufbewahrung in Stickstoff für einen Betrag im unteren fünfstelligen Bereich durch.

Es erscheint bereits heute grausam und ethisch nicht vertretbar, einem beispielsweise an Krebs verstorbenen Kind die Kryokonservierung vorzuenthalten. Überhaupt kann es die Medizin nicht verantworten, auf die Entwicklung der Human-Kryokonservierung zu verzichten. ◻

Mehr Informationen zum Thema Kryonik findet Ihr hier:

Online

www.kryonik.org/

sites.google.com/site/sameshome

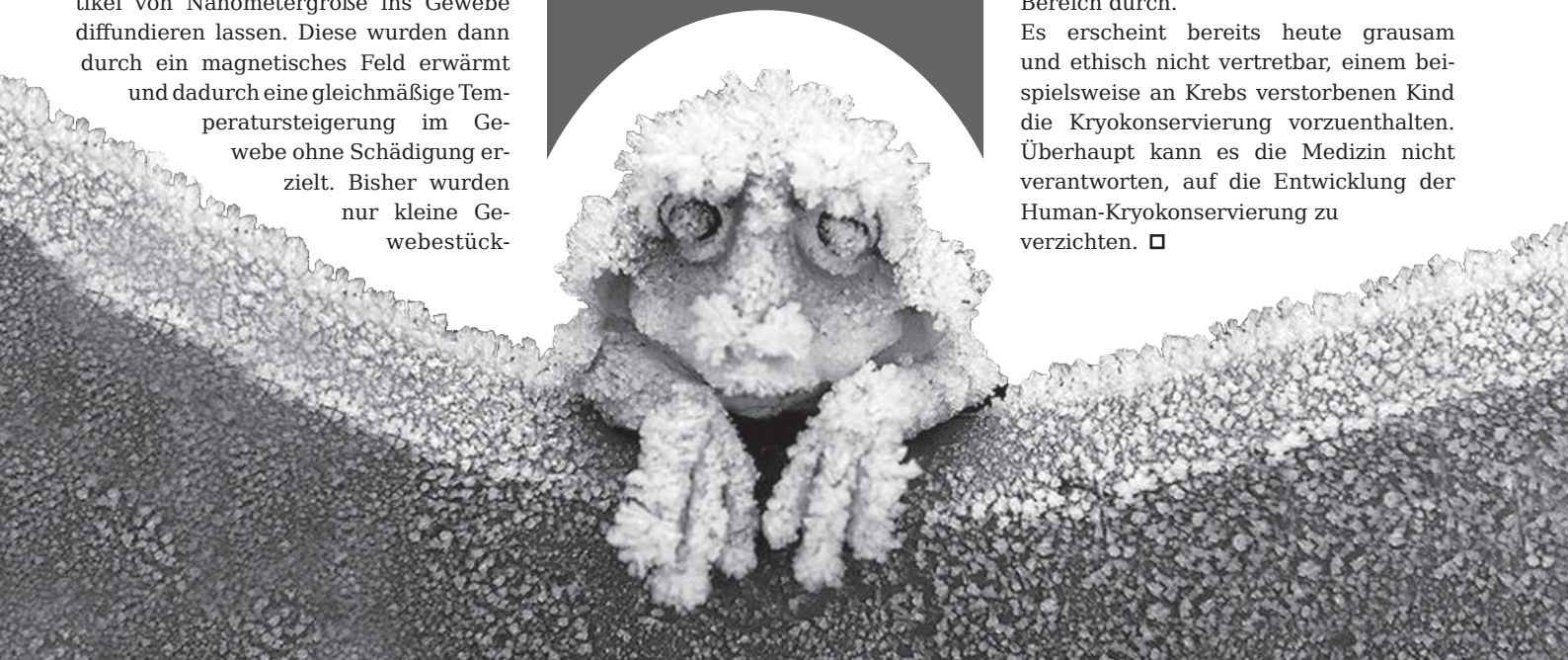
Artikel

K Sames, S Sethe, A Stolzing: Extending the life span. Lit. Verlag Münster, Berlin, London 2005.

Sames KH: Die Kryonik - ihre biomedizinische Relevanz und ihre gesellschaftliche Wahrnehmung. In Gross D, Tag B, Schweikardt C (eds.) Who wants to live forever? Campus, Frankfurt, /New York 2011, p. 275-300.

Sames KH: Wollt ihr ewig leben? Von der Kryonik zum ewigen Leben? Vortrag beim Innsbrucker Forum für Intensivmedizin und Pflege (IFIMP) in Innsbruck 2011.

Sames KH (ed.): Applied Cryobiology, Vol. I Applied Cryobiology Human Biostasis, Ibidem Verlag 2013; Vol II Cryopreservation and Lifespan Extension Human and Animal Projects and Results 2018.



„Das aufzuarbeiten braucht Zeit“

Die Hebamme Elisabeth Blecks ist auf die Betreuung von Sternenkindeltern spezialisiert. Mit *unique* spricht sie über ihre beruflichen und persönlichen Erfahrungen.

***unique:* Frau Blecks, was bedeutet es für Eltern, zu erfahren, dass ihr Kind nur sehr kurz leben wird?**
Elisabeth Blecks: Zuerst will man es überhaupt nicht wahrhaben, fühlt sich wie im falschen Film. Dann folgt die Schockphase, die absolute Verzweiflung. Die Trauerphasen sind bei Sternenkindern dieselben. Irgendwann nimmt man es dann an, wie es ist. Nur – so schlimm, wie es auch klingt – wenn jemand gestorben ist, ist er tot und man durchläuft die Trauerphasen. Wenn ich aber die Diagnose habe, dass mein Kind sterben wird – vielleicht noch im Mutterleib – beginnt damit die erste Trauerphase, aber es geht dann nicht vorwärts. Ich spüre ja weiterhin die Bewegungen, die Tritte, die Lebenszeichen meines Kindes.
Anfangs fühlt man sich nicht fähig, ein Kind zu bekommen, als schlechte Frau, als schlechte Mutter. Überall sind diese W-Fragen – warum, wieso, weshalb – im Kopf und das Schlimmste ist: Niemand kann sie einem beantworten. Das Selbstwertgefühl und das Selbstvertrauen sinken stark, weil man immer die Schuld erstmal bei sich selbst sucht. Was habe ich falsch gemacht? Hätte ich jetzt doch nicht den großen Spaziergang machen dürfen? Frauen, die erst im dritten Monat erfahren, dass sie schwanger sind und am Anfang noch geraucht haben, machen sich größte Vorwürfe. Das aufzuarbeiten braucht Zeit.

Wie verändert ein Sternenkind das Familienleben und die Beziehung der Eltern?
Sehr viele Ehen und Beziehungen gehen kaputt. Männer und Frauen trauern anders; Frauen gehen viel emotionaler damit um. Männer trauern eher für sich; sie weinen selten und meist erst dann, wenn das Kind tot im Arm liegt. Wenn nicht offen darüber geredet wird, fühlt sich die Frau oft nicht verstanden und hat irgendwann den Eindruck, der Mann trauert gar nicht.

Wie kann Ihre Betreuung in der Diagnosephase und dem weiteren Verlauf helfen?
Das Wichtigste ist die Zeit. Wir Hebammen kommen zu den Frauen nach Hause, wir sind da und hören uns alles an und wir geben Tipps und Empfehlungen, helfen auch bei Formalitäten. Die Eltern können sich verstanden fühlen. Das kann ein Gynäkologe nicht leisten, weil er eine Durchlaufpraxis mit vollem Wartezimmer hat. Da ist so eine Diagnose schnell gestellt und die Frau muss wieder gehen. Viele Frauen finden mich dann übers Internet oder die sozialen Medien. Gerade, wenn es das erste Kind ist, wissen sie oft gar nicht, dass sie vom positiven Ergebnis des Schwangerschaftstests an ein Recht auf eine Hebamme haben.

Haben Sie damit gerechnet, welche Rolle der Tod in einem Beruf spielen kann, der eigentlich sehr auf das Leben fixiert ist?
Das war mir leider sehr bewusst. Meine Mutter hat damals ein Kind verloren. Das haben meine ältere Schwester und ich natürlich mitbekommen: Der Bauch war schon gewachsen, das Kind ist Ende des vierten Monats verstorben. Für uns Teenager war das ein harter Brocken. Aber für meinen Berufswunsch war es damals noch nicht wichtig. Da hat das Leben und die Arbeit mit den Frauen überwogen. Hebamme zu werden, war ein Herzenswunsch, schon seit ich zwölf war. Mit 14 Jahren bin ich dann nochmal große Schwester geworden. Das Miterleben der Schwangerschaft der eigenen Mutter und dann das Baby – das war für mich ein klares „jawohl“.
Durch meine Ausbildung in der Universitätsklinik Erlangen habe ich sehr viel erlebt – Gutes, wie auch nicht so Schönes. Hier hatte ich auch mit Sternenkindern, Totgeburten und Fehlgeburten zu tun. Davon wurde ich von Anfang an sehr geprägt. Unmittelbar nach meiner Ausbildung habe ich dann selbst im neunten Monat ein Kind verloren.

Wie hat dieser Verlust Sie geprägt?
Das Leben ist endlich. Das plötzlich als junger Mensch – ich war noch keine 25 – zu erfahren, hat sehr viel verändert. Ich habe mich intensiv mit Tod, Leben und Wiedergeburt beschäftigt. Wenn man selbst Zweifel an allem hat, versucht man, nach irgendeinem Strohhalm zu angeln. Das hat mich extrem geprägt, ich glaube, für mein ganzes Leben. Es ist alles endlich. Wenn man das plötzlich selbst miterlebt, beginnt man, einfach mehr auf sich selbst und auf seine Liebsten zu achten. Man geht bewusster durch das Leben und wägt mehr ab: Ist das jetzt wichtig, lohnt es sich, sich darüber Sorgen zu machen? Im Alltag fällt das natürlich immer wieder schwer – das kennen wir ja alle, wenn wir im Stress sind. Aber man sollte immer mal wieder ein bisschen innehalten und feststellen: Ich lebe. Ich bin gesund, meine Familie ist gesund.

Sind Sie religiös?
Ich bin nicht religiös, nein. Ich glaube aber auf jeden Fall an ein Leben nach dem Tod. Wie das aussieht, wissen wir ja alle nicht, aber die Energie, unser Geist, das, was uns ausmacht – ich glaube, dass das weiterlebt. Das habe ich auch meinen Sternenkindern zu verdanken, da ich mich durch sie damit beschäftigt habe. Es heilt auch: In einem religiösen Glauben oder der Spiritualität liegt immer etwas, was im Trauerprozess hilft.

Was hat Ihnen geholfen, mit dem Verlust umzugehen?
Vor allem meine Kinder. Ich bin damals sehr schnell wieder schwanger geworden: Fast ein Jahr später kam mein Sohn auf die Welt. Das war eine sehr schwere Schwangerschaft, einfach wegen den erlebten Ängsten. Darum kann ich die Frauen verstehen, die ich betreue, wenn sie nach einem Sternenkind wieder schwanger sind. Das ist manchmal ganz schwer, niemand versteht einen. Alle sagen „Mensch, freu dich doch! Du bist doch wieder schwanger“. Dabei kann man eigentlich nur heulen, weil man so wahnsinnige Angst hat. Aber meine Kinder haben meine Seele geheilt.

Hat Ihr Verlust verändert, wie Sie Ihre Arbeit machen?
Ich wäre nicht die Hebamme, die ich jetzt bin. Ich will auf keinen Fall sagen, dass nur eine Hebamme, die selbst ein Sternenkind geboren hat, gut damit umgehen kann. Aber man ist natürlich viel feinfühliger, sensibler, kann sich wahnsinnig stark in die Frauen hineinversetzen. Schon das allein hilft den Frauen, den Männern, den Geschwisterkindern. Man fühlt sich immer besser, wenn man mit jemandem darüber reden kann, der dasselbe erfahren hat, der mitreden kann. Die Frauen sehen: Sie hat es ja auch irgendwie geschafft, jetzt hat sie ja wieder Kinder. Damit gebe ich ein Stück Hoffnung.

War das der Grund dafür, dass Sie beschlossen haben, eine Weiterbildung zur Spezialisierung auf Sternenkinder zu machen?
Als ich in meiner eigenen Trauerphase gesteckt habe, kam mir oft die Frage in den Kopf: „Kann ich überhaupt jemals wieder als Hebamme arbeiten?“. Nach ein paar Monaten war ich aber zum Glück wieder gestärkt. Ich hatte damals eine sehr tolle Hebamme und in Frankfurt, wo ich gelebt habe, gab es auch viele Selbsthilfegruppen. Meine Erfahrung hat mir bewusst gemacht: So etwas gibt es nicht häufig. Da war für mich eigentlich klar, dass ich auch wegen dieser Erfahrungen sicherlich für viele Frauen ein Anlaufpunkt sein könnte. Weil sie wissen: Da ist eine Hebamme, die hat dasselbe erlebt. Und damit ich besser vorbereitet bin, habe ich Weiterbildungen in dem Gebiet gemacht.

Wenn Sie jetzt mit Frauen arbeiten, die Ähnliches erleben wie Sie, ist das sicher eine emotionale Belastung. Wie gelingt es Ihnen, so etwas nicht an sich ranzulassen?
Ich glaube es gibt keine Hebamme, die es schafft, so etwas nicht an sich heran zu lassen. Es geht einem immer nah. Man ist eine Frau, man ist vielleicht selbst Mutter. Gerade, wenn man so wie ich und viele Kolleginnen als freiberuflich tätige Hebamme die Schwangeren schon sehr früh in der Schwangerschaft kennenlernt und sehr intensiv betreut, hat sich eine gewisse Beziehung aufgebaut. Wenn dann das Kind verstirbt, egal in welchem Alter, ist das immer emotional. Und natürlich kommen bei mir immer wieder Erinnerungen hoch, keine Frage. Aber jetzt, da sich das zum 12. Mal jährt, denke ich mit einem tränenden und einem lachenden Auge an mein Sternenkind zurück. Damit kann ich gut umgehen. Natürlich kullern auch bei mir Tränchen, wenn ich mit den Frauen zusammensitze. Dann weinen wir halt zusammen. Das gehört dazu.

Häufig stehen Eltern, die erfahren, dass ihr Kind geringe Überlebenschancen hat, vor der Entscheidung, ob sie das Kind überhaupt austragen wollen. Wie können Sie als Hebamme bei solchen Entscheidungen helfen?
Auffangen ist ganz wichtig. Ich sage den Eltern, dass sie sich Hilfe holen, sich informieren sollen, vielleicht noch zu einem Genetiker gehen und sich eine zweite Meinung holen. Mehr kann ich nicht machen. Ich kann nicht meine eigene Meinung sagen. Die Entscheidung kann ihnen niemand abnehmen. Egal, für was sie sich entscheiden, es gibt in solchen Momenten kein Richtig und kein Falsch. Was jetzt richtig ist, ist vielleicht in 5 Jahren falsch und umgekehrt. Wichtig ist, dem Paar die Sicherheit zu geben, für sie da zu sein – egal, wofür sie sich entscheiden.

Fällt Ihnen das manchmal schwer?
Natürlich, gerade wegen meiner eigenen Erfahrung. Mein Kind hatte eine schwere Chromosomenstörung und war nach der Geburt nicht lebensfähig. Ich selbst wäre froh, meinem Kind einmal in die Augen schauen zu können. Aber das kann man nicht über einen Kamm scheren. Ich würde mich niemals so weit aus dem Fenster lehnen, zu sagen „mach dies, mach jenes“. Es fällt ja auch den Paaren schwer, überhaupt eine Entscheidung zu treffen – es wäre immer schön, die Entscheidung nicht selbst treffen zu müssen. Aber mit der heutigen Schwangerschaftsdiagnostik entdeckt man eben viel schon sehr früh.

Was würden Sie sich vom Umfeld wünschen, um Betroffenen den Umgang mit einem Sternenkind zu erleichtern?
Dass es die Familien trauern lässt, keinen Druck aufbaut. Gut gemeinte Ratschläge und Trost kommen meistens nicht gut gemeint rüber, weil sie das Gefühl vermitteln, ich muss jetzt wieder glücklich sein. Dann rattert da noch mehr im Kopf der trauernden Familie: Warum bin ich noch nicht wieder glücklich, bin ich irgendwie komisch, bin ich krank? Es ist wichtig, der trauernden Familie so viel Zeit geben, wie sie braucht. In der Sterbehilfe und bei allen, die mit Sterbenden zu tun haben, weiß man, dass das erste Jahr nach dem Verlust eines geliebten Menschen immer das schwierigste ist. Das Beste ist dann, zuzuhören und das Kind nicht totzuschweigen. Mehr wollen Sternenkinderfamilien nicht.

Frau Blecks, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Interview führte Lara

Das komplette Interview findet Ihr demnächst auf unique-online.de

Die kulturelle Dimension des Suizids

Identitätsverlust, Wiederherstellung der Ehre oder religöses Märtyrertum: Wie die Motive, die Menschen veranlassen, sich selbst zu töten, ist auch dessen gesellschaftliche Reputation geprägt durch kulturellen Hintergrund und religöse Tradition.

von Ladyna

Es gibt nur ein wirkliches ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord. Die Entscheidung, ob das Leben lebenswert ist oder nicht, beantwortet die Grundfrage der Philosophie“, schrieb Albert Camus 1942. Weltweit wird die Frage nach der moralischen Zulässigkeit der zweithäufigsten Todesursache der 15- bis 29-jährigen sehr unterschiedlich beantwortet. Die westlichen Industriegesellschaften, die ihre Legitimation im Schutz der Würde und Unantastbarkeit des Menschen sehen, gestehen dem Individuum im Bezug auf das Sterben nur begrenzt Selbstbestimmung zu. Zudem hat die Stigmatisierung des Selbstmords in der christlichen Theologie kulturelle Spuren hinterlassen. Dabei ist die Reputation in allen Kulturen von Suizid stark von den jeweiligen Gottes- und Jenseitsvorstellungen abhängig. Die drei monotheistischen Buchreligionen sind charakterisiert durch den Glauben an einen allmächtigen Schöpfergott, der das Leben gibt und nimmt. Sie verurteilen den selbst herbeigeführten Tod als illegitimen Eingriff in ein göttliches Privileg. So wurden Suizidenten im Judentum bis ins 20. Jahrhundert alle üblichen Trauerriten und ein Begräbnis innerhalb der Friedhöfe versagt. Nach islamischer Auffassung wird Menschen, die sich selbst töten, die Aufnahme ins Paradies verweigert, ihnen droht ein ewiges Höllenfeuer. Interessanterweise wurde der Selbstmord im Christentum nicht von Anfang an verurteilt – ab dem frühen Mittelalter dafür umso entschiedener.

Ethisch-religiöse Tabus

Urchristliche Bewegungen, die das Martyrium suchten, um beispielsweise Jesus, Apostel Paulus oder Petrus nachzueifern, plünderten Dörfer oder schändeten Tempel anderer Religionen, um zum Tod verurteilt zu werden. „Ist Gott etwa nach dem Blute des Menschen begierig? Ich möchte es wagen, ja zu sagen, für den Fall, dass auch der Mensch das Reich Gottes, die Sicherheit eines Heils, die zweite Wiedergeburt begehrt“, so schrieb Tertullian, einer ihrer Vertreter, 207 n. Chr. Unter anderem aus dieser Erfahrung hat sich die entschiedene Ablehnung des Suizids der Kirche gespeist: Sie betrachtete diesen als Mord am eigenen Selbst. Diese Einstellung hatte nach Ansicht einiger Historiker einen enormen Einfluss auf die Geschichte Europas: Ohne den Ausweg in einen selbstgewählten Tod konnten Obrigkeiten den Menschen ganz und gar untertan machen. Um Nachahmer abzuschrecken, wurden Leichen von Selbstmördern öffentlichkeitswirksam posthum verurteilt und hingerichtet, ihnen wurde ein Begräbnis in geweihter Erde verweigert. Zudem wurde ein enormer sozialer Druck auf-

gebaut, da den hinterbliebenen Familien Enteignung und damit der Entzug der Lebensgrundlage drohte.
Während der Selbstmord eines Bauern immer als gottloser Akt der Feigheit bewertet wurde, konnte er bei Klerikern trotzdem als ultimativer Glaubensbeweis und Märtyrertod gedeutet werden. Im Islam erfordert ein Märtyrertod die Zustimmung der religiösen Führer. In der schiitischen Tradition durften lediglich unverheiratete Männer, und auch nur mit Zustimmung der Eltern, den Märtyrertod wählen. Im Judentum lag ein verehrungswürdiges Martyrium dann vor, wenn der Suizid im Angesicht eines drohenden qualvollen Todes, einer unsittlichen Behandlung oder erzwungenen Abkehr vom Judentum erfolgte. Trotz der sehr unterschiedlichen religiösen und ethischen Wertvorstellungen der verschiedenen indigenen Völker Nordamerikas, die nur schwer verallgemeinerbar sind, erwarten in vielen Kulturen Selbstmörder keine jenseitigen Strafen. Bei den Mohave führte Urgott Matvilya beispielsweise seinen eigenen Tod willentlich herbei – folglich ist Selbstmord gesellschaftlich anerkannt. Das Fehlen ethisch-religiöser Selbstmord-Tabus ist jedoch nicht der Grund, warum in vielen indigenen Gemeinschaften die Selbstmordrate sehr hoch liegt: Bei kanadischen Jugendlichen indigener Abstammung liegt sie beispielweise elfmal höher als die der Vergleichsgruppe. Vielmehr sind es die prekären Lebensumstände in den Reservaten und der Zusammenprall von zwei Kulturen, die zum Identitätsverlust führen können. Viele kulturelle Handlungen sind nicht mehr möglich oder haben sich stark verändert. Angelehnt an das vergangene Ideal des furchtlosen „Dog Soldiers“, die einen ehrenhaften Tod durch Kriegszüge anstrebten, kam nach der Umsiedlung der Cheyenne in Reservate ein neues Phänomen auf: Suizidale, die sich zum „Crazy Dog“ erklärten, mussten sich von da an widersinnig verhalten, sodass sie das Gegenteil dessen sagten, was sie eigentlich meinten und sich so lange Gefahren aussetzen, bis sie schließlich starben.
Es gibt jedoch auch indigene Kulturen, deren Mythologie mit einer Verurteilung des selbstherbeigeführten Todes einhergeht. Grund hierfür kann ein hohes Maß an Kollektivität sein: Wer den Stamm durch den eigenen Tod schwächt, erhält in den Stämmen des Jenseits keinen Platz. Dies ist bei den Pueblo-Indianern New Mexicos und Arizonas der Fall. Wie in den monotheistischen Religionen missfällt auch dem Schöpfergott der Navajo Selbsttötung, da der Mensch das Geschenk des Lebens wegwirft. Als Bestrafung müssen Selbstmörder das Werkzeug ihrer Tötung in der Ewigkeit mit sich herumschleppen.

Suizid als militärische oder politische Strategie

Wenn Leben und Tod weniger als Gegensatzpaar begriffen werden, entwickelt sich auch ein anderes Verhältnis zum Sterben. Im buddhistisch geprägten Japan entwickelte sich ab dem 12. Jahrhundert, als das Land im Bürgerkrieg versank, die Kriegerklasse der Samurai, die durch jahrelange Meditation die Einsicht erlangen sollten, dass Leben und Tod das gleiche bedeuten. Sie zeichneten sich durch bedingungslose Treue gegenüber ihrem Fürsten aus. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich Seppuku, eine rituelle Form der Selbsttötung, die im Fall einer Niederlage edle Pflicht war und die persönliche Ehre wiederherstellen konnte. Im Westen wird hierfür häufig der Begriff Harakiri verwendet. Krieger führten ein Schwert mit sich, welches ausschließlich dem Seppuku vorbehalten war. Nach Verfassen eines Todesgedichts musste sich der Krieger selbst den Bauch aufschlitzen, eine vergleichsweise schmerzvolle und unwirksame Methode zur Selbsttötung. Ab dem 13. Jahrhundert enthauptete ein Adjutant den Suizidenten anschließend. Auch weibliche Samurai verübten ritualisierten Suizid: Beim Jigai setzen sie sich mit zusammengebundenen Beinen auf den Boden und stachen sich die Halsvene auf.
Als die Samurai Ende des 19. Jahrhunderts ihre gesellschaftliche Sonderstellung verloren, wurde auch Seppuku verboten. Doch jahrhundertealte Pflicht, sich das Leben zu nehmen, wenn ein Mitglied am gesellschaftlichen Anspruch oder den Moralvorstellungen gescheitert war, erleichterte es dem japanischen Militär im Zweiten Weltkrieg, Kamikaze als Kriegsstrategie durchzusetzen. Die insgesamt eher uneffektive Taktik (nur einer von acht Piloten traf sein Ziel) basierte zwar theoretisch auf Freiwilligkeit, doch in der äußerst hierarchischen japanischen Gesellschafft wäre es einer Gehorsamsverweigerung gleichgekommen, sich nicht für diese Aufgabe zu melden. Stattdessen galt es, bis zum Tod zu dienen und diesen nicht zu fürchten.
Diese Form des Suizids macht auch die politische Komponente des Themas deutlich: Die Selbsttötung wird durch ein „höheres Anliegen“ legitimiert, der Einzelne opfert sich für das Kollektiv. Im Gegensatz zum Kamikaze kann ein Selbstmord aber auch zum Ausdruck bringen, dass sich ein Individuum gegen ein Machtmonopol wehrt. In repressiven Kulturen und diktatorischen Systemen ist der individuelle Verzweiflungsakt auch eine der wenigen möglichen Formen von Kritik an herrschenden Verhältnissen. Der Hungerstreik ist beispielsweise seit dem Altertum ein politisches Kampfmittel und wird zur Durchsetzung von Forderungen eingesetzt. Im Nordirlandkonflikt erregten Aktivisten der Irish Republican Army so öffentliche Empörung und erreichten eine Anerkennung als politische Gefangene durch das Vereinigte Königreich.
Die Moderne hat den Suizid zwar enttabuisiert und dafür gesorgt, dass die individuelle Tragik und die psychische Komponente heute deutlich differenzierter mit einbezogen werden. Trotzdem sollte die kulturelle Dimension nicht vergessen werden. Im Wandel im Umgang mit dem Thema zeigt sich nämlich auch, dass die Akzeptanz des selbstgewählten Sterbens mit dem Grad an Individualismus und der bürgerlichen Emanzipation verknüpft ist. Wie stark Suizid mit Tabus behaftet ist, hat einen enormen Einfluss auf die Hürden, die Menschen überwinden müssen, um sich Hilfe holen zu können. So kann auch ein Abbau von Tabus dazu beitragen, dass Menschen in Krisensituationen Auswege finden. □

Die Legende um den Priesterkönig

Herrscher hofften auf seine Unterstützung, zahlreiche Entdecker machten sich auf die Suche nach seinem Reich und Geistliche fürchteten um ihre Stellung. Sein Ruf eilte ihm voraus – und doch ward er nie gesehen: Wie eine fiktive Person die Welt in ihren Bann zog.

von Ladyna

Inexistenz ist kein Hindernis, die Weltgeschichte über Generationen hinweg zu beeinflussen. Wenn genügend einflussreiche Menschen an eine fiktive Person glauben oder sie zumindest für ihre eigenen Zwecke als nützlich erachten, kann sie ein historischer Einflussfaktor werden. Die Menschheit hat darüber hinaus vielleicht schon immer einen gewissen Durst nach guten Geschichten verspürt. So sind Mythen entstanden, denen eine Funktion als „ordnende Beschreibung" der Welt zukommt. Sie sind gewissermaßen ein Bewältigungsmechanismus des vergleichsweise instinktarmen Wesens Mensch, das mit seinem Zustand des ‚In-die-Welt-geworfen-seins' hadert. Also haben Menschen diverse Götter verehrt, den Golem erdacht oder sich auf Stammvater Abraham berufen. Außerdem haben sie – wahrscheinlich eher aus Versehen als mit Vorsatz – einen geheimnisvollen König erfunden, der in einem Bett aus Saphir schläft und in dessen Reich der Phönix sowie Einäugige wohnen: den Priesterkönig Johannes.

Wann genau diese kuriose Figur die Bühne der Weltgeschichte betrat, ist nicht sicher. Trotzdem hat ein Unbekannter in ihrem Namen 1165 einen Brief geschrieben, dessen Abschriften durch die Erfindung des Drucks bis in die Zeiten der Entdeckungsreisen in ganz Europa zirkulierten. Könige haben auf seinen Beistand gehofft. Entdecker sind aufgebrochen, sein geheimnisvolles Reich zu finden. Päpste fürchteten um ihren Alleinvertretungsanspruch, wollten sich aber auch mit ihm gegen den Islam verbünden. Seine Coolness hat ihn bis in heutige DC-Comics getragen, auch wenn das muskelbepackte Wesen hier seine royale Vergangenheit hinter sich gelassen hat und nun nur noch als Eroberer auftreten darf. Wahrscheinlich ist die Legende 1122 entstanden, als Berichte vom Besuch eines Patriarchen Johannes aus Indien in Rom für Furore sorgten, die behaupteten, durch sein Einflussgebiet würde der Paradiesfluss Phison fließen und der Apostel Thomas läge dort begraben. Auch wenn der Titel „Priesterkönig" noch nicht verwendet wird, ist es wahrscheinlich, dass dieser Gesandte der Kirche des Ostens den Grundstein für die Legende legte. Für eine um ihren eigenen Einfluss bedachte Institution wie die römisch-katholische Kirche war das Auftreten eines christlichen Würdenträgers, der einer anderen Strömung angehörte, von enormer Bedeutung. Die erste schriftliche Erwähnung des Priesterkönigs findet sich in Otto von Freisings Weltchronik von 1146. Otto berichtet darin, wie ein syrischer Bischof dem Papst von einem Mann erzählt habe, der in der Doppelfunktion als König und Priester die Stadt Ecbatana (das heutige Hamadan) von den Muslimen erobert habe. Danach soll der Priesterkönig nach Jerusalem aufgebrochen sein, um das Heilige Land zu retten. Doch konnte er den Tigris nicht überqueren und war damit gezwungen, nach Indien zurückzukehren. Dieser sagenhafte Mann solle von den drei Weisen aus dem Morgenland höchstpersönlich abstammen.

Ein fiktiver Bündnispartner gegen den Islam

Der bereits erwähnte gefälschte Brief an den Kaiser von Byzanz sorgte für eine schnelle Verbreitung der Legende im deutschsprachigen Raum. Dieser bestach durch die Schilderungen von Johannes' fantastischem Reich, die vor Superlativen nur so strotzten: Vampire, Kleidung, die im Feuer gewaschen werde, Lepra-heilendes Wasser – der Brief konnte mit wichtigen Zutaten einer guten Fantasiegeschichte aufwarten. Zudem sicherte der Priesterkönig zu, „die Feinde des Kreuzes" in Palästina zu erniedrigen. Damit passte der Brief perfekt in den Kontext der Kreuzzugspropaganda und bediente die Hoffnung vieler Europäer, Bündnispartner im Kampf gegen den Islam zu gewinnen. Die Möglichkeit, fiktive Personen zu instrumentalisieren, machte den Priesterkönig für viele Machthaber attraktiv. Dank der Legende konnte 1221 der Bischof von Acre mit guten Nachrichten vom eigentlich verheerenden Fünften Kreuzzug zurückkehren: König David von Indien, der Sohn oder Enkel des Priesterkönigs, habe seine Armeen mobilisiert.

Zwar hatte der Bischof von Acre Recht, wenn er dachte, dass ein großer König Persien erobert habe. Dieser König war jedoch weder Christ noch Inder. Sein Name war Dschingis Khan. Der mongolische Herrscher war gegenüber allen, die seine Macht anerkannten, sehr tolerant hinsichtlich ihrer religiösen Überzeugungen. Er war der erste ostasiatische Herrscher, der Geistliche aus allen drei Buchreligionen zu einem Symposium einlud, um mehr über ihren Glauben zu erfahren. Tatsächlich gab es an der Seidenstraße auch eine christliche Glaubensgemeinschaft, die Nestorianer, zu denen sich auch eine der Frauen des Herrschers bekannte. Dies könnte zum Mythos beigetragen haben, auch wenn die Christen nur geringen politischen Einfluss hatten. Dank der sichereren Reisewege im neuen mongolischen Reich

war es für Europäer nun möglich, eine nie gesehene neue Welt zu entdecken. Chronisten und Entdecker wie Marco Polo oder der Kreuzritter und Historiker Jean de Joinville stellten in ihren Reiseberichten auch Mutmaßungen über den Priesterkönig an, nahmen ihm jedoch den Fabelwesencharakter und stellten ihn als irdischen Monarchen dar. Zweifel angesichts der überaus langen Lebenszeit dieses Johannes schienen sie jedoch nicht zu plagen.

Indien in Äthiopien?

Im Laufe der Jahrhunderte versuchten zahlreiche Expeditionen, das sagenhafte Reich in Asien und seinen fantastischen Monarchen zu finden. Viele blieben verschollen. Doch die Kombination aus einer unglaublichen Faszination der Europäer am kaum bekannten östlichen Teil der Welt, über den nur bruchstückhaft Informationen nach Europa drangen, und tatsächlichen historischen Ereignissen, die falsch gedeutet wurden, befeuerte die Legende weiter. Gleichzeitig fanden sich auch Elemente aus den Abenteuergeschichten wie Sindbad dem Seefahrer bei dem Priesterkönig wieder. Zwar hatte man von Anfang an den Priesterkönig als König von Indien angesehen. Allerdings war Indien aufgrund des fehlenden Wissens über den Verlauf des indischen Ozeans ein eher vages Konzept. Insbesondere Äthiopien, ein starkes und christliches Königreich, war ein heißer Kandidat für den Sitz Indiens und damit des mythischen Königs. Als die Botschafter von Kaiser Zara Yaqob 1441 am Rat von Florenz teilnahmen, waren sie verwirrt, als die Prälaten des Rates darauf bestanden, ihren Monarchen als Priesterkönig anzusprechen. Auch wenn sie klarzustellen versuchten, dass es sich nicht um einen zulässigen Titel ihres Kaisers handelte, hielt das die Europäer nicht auf. Im 15. Jahrhundert griffen die Portugiesen den Mythos auf, um ihre Umsegelung Afrikas zu rechtfertigen: Man wollte den Einfluss des Islam in Afrika zurückdrängen und strebte eine Allianz mit dem legendären Priesterkönig an. So wurden Pêro da Covilhã und Afonso de Paiva 1487 gleich mit einer Doppelmission beauftragt: Sie sollten sowohl den Seeweg nach Indien finden als auch Erkenntnisse über den Priesterkönig einholen. Die Legende verebbte erst im 17. Jahrhundert, als Akademiker wie Hiob Ludolf zeigen konnten, dass es keine Verbindung zwischen dem Priesterkönig und der äthiopischen Monarchie gab.

Die kuriose Episode vom Priesterkönig Johannes beweist vor allem eines: Wer Realität und Fiktion für ein Gegensatzpaar hält, vernachlässigt, dass zwischen den beiden ein vielfältiges Abhängigkeitsverhältnis besteht. Mythen waren im frühen Mittelalter keine unzulängliche Alternativ-Welt, sondern Bestandteil der einzigen Welt. Erst im 13. Jahrhundert wuchs das Bewusstsein dafür, dass gezielt fiktionale Elemente in narrativen Handlungen eingesetzt werden können. Der Dualismus zwischen Geschichtsschreibung und Mystik ist ebenfalls eine Konstruktion, denn Chronisten können keine vollständige Objektivität gewährleisten. Überspitzt drückt es der amerikanische Historiker Hayden White so aus: Geschichtsschreibung glätte mit ihrer Strukturierung Ereignisse so sehr, dass sie Fiktion ähneln. Die Legende von Johannes dem Priesterkönig dreht den Spieß um: Sie zeigt, wie eine ausreichende Menge an Missverständnissen, Unwissen und Machtinteressen die perfekten Bausteine für ein Narrativ liefern können, das seinerseits Geschichte schreibt. □

Über den physischen Tod hinaus

Dass wir eines Tages tot sein werden, ist unausweichlich. Doch nicht nur unser Körper oder unser Geist können sterben – über die Zusammenhänge des physischen, psychischen und sozialen Sterbens.

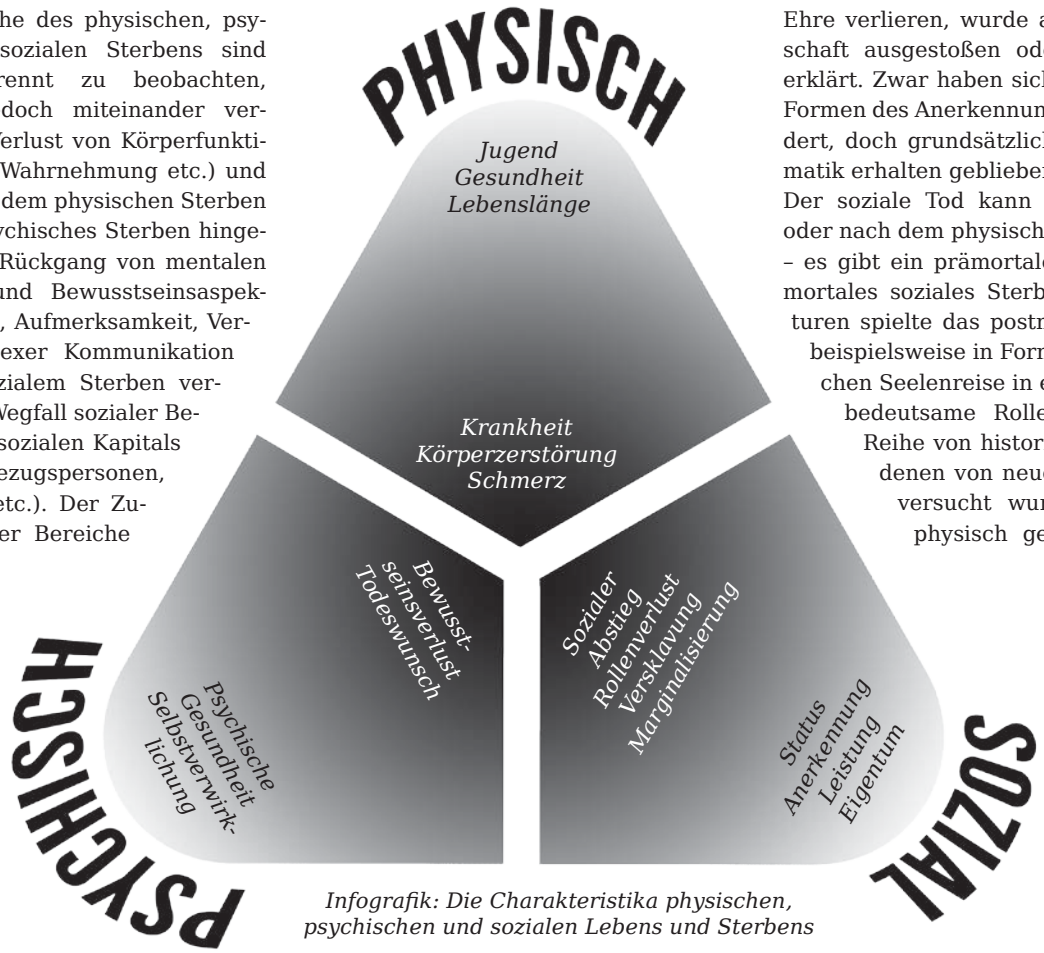
von Klaus Feldmann

Menschen sind Primaten: Sie sind und haben Körper, Psyche und Sozialität. Allerdings haben sich die Menschen im Laufe der Evolution und Kulturentwicklung psychisch und sozial so weit von den anderen Primaten entfernt, dass ihr Leben und Sterben nicht mehr nur biologisch bzw. medizinisch-naturwissenschaftlich beschrieben und erklärt wird. Um die Vielfalt der historischen und kulturellen Ereignisse und der derzeitigen Lebenswelten differenziert zu erfassen, sollten physisches, psychisches und soziales Leben und Sterben unterschieden werden. Die drei Bereiche des physischen, psychischen und sozialen Sterbens sind einerseits getrennt zu beobachten, andererseits jedoch miteinander verschränkt. Der Verlust von Körperfunktionen (Motorik, Wahrnehmung etc.) und Körperteilen ist dem physischen Sterben zuzuordnen. Psychisches Sterben hingegen meint den Rückgang von mentalen Kompetenzen und Bewusstseinsaspekten (Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Verständnis komplexer Kommunikation etc.). Unter sozialem Sterben versteht man den Wegfall sozialer Beziehungen und sozialen Kapitals (Sterben von Bezugspersonen, Vereinsamung etc.). Der Zusammenhang der Bereiche zeigt sich beispielsweise darin, dass vereinsamte und depressive Menschen eine geringere Lebenserwartung haben als Menschen, die in Gemeinschaften leben und psychisch stabil sind.

Der soziale Tod

In den Anfängen der empirischen Sterbeforschung in den 1950er und 1960er Jahren wurde der Begriff soziales Sterben nur im Zusammenhang mit der physischen Sterbephase verwendet. Eine andere Definition besagte, dass soziales Sterben eintritt, wenn zum Beispiel Angehörige oder Pflegepersonal in Gegenwart einer sterbenden Person über sie so sprechen, als wäre sie physisch bereits tot. Doch kulturelle und gesellschaftliche Beobachtungen zeigen, dass derartige Begriffseingrenzungen ungeeignet sind, sowohl wissenschaftlich als auch die Alltagskommunikation betreffend. Status und Anerkennung sind für die gesellschaftliche Position einer Person von zentraler Bedeutung. Somit kann soziales Sterben soziologisch als starker Verlust von Status und Anerkennung bestimmt werden. Eine Person konnte ihre Ehre verlieren, wurde aus der Gemeinschaft ausgestoßen oder für vogelfrei erklärt. Zwar haben sich die kulturellen Formen des Anerkennungsverlusts geändert, doch grundsätzlich ist die Problematik erhalten geblieben.

Der soziale Tod kann damit auch vor oder nach dem physischen Tod eintreten – es gibt ein prämortales und ein postmortales soziales Sterben. In Hochkulturen spielte das postmortale Sterben, beispielsweise in Form einer risikoreichen Seelenreise in ein Jenseits, eine bedeutsame Rolle. Es gibt eine Reihe von historischen Fällen, in denen von neuen Machthabern versucht wurde, die bereits physisch gestorbenen Geg-



Infografik: Die Charakteristika physischen, psychischen und sozialen Lebens und Sterbens

ner sozial zu vernichten, indem sie ihre Leichen ausgruben und schimpflich behandelten. Beispiele für prämortales soziales Sterben finden sich im Mittelalter und in der Neuzeit: Oft wurden Mitglieder von Adelsfamilien, die entmachtet worden waren, auf Schlössern oder in Festungen als Gefangene gehalten. Die neuen Machthaber wollten verhindern, dass ihnen diese Konkurrenten gefährlich würden. Sie wurden nicht physisch, sondern sozial getötet. Eine besonders gravierende Form der sozialen Tötung war die Sklaverei. Personen wurden aus ihren kulturellen, verwandtschaftlichen und territorialen Bindungen herausgerissen und ihnen wurde der Status von Dingen, Tieren oder Nicht-Personen zugeschrieben. Ungewollte Kinder, Menschen mit Behinderung oder Verbrecher wurden teilweise in solche „Totenrollen" hineingedrängt. Für Unterprivilegierte und „sozial Schwache" findet in Gefängnissen, Flüchtlingslagern, Slums und Pflegeheimen entwürdigendes soziales und psychisches Sterben statt.

Wie das physische kann auch das soziale Sterben sehr unterschiedlich verursacht werden. Menschen verlieren Anerkennung und Status durch Krankheit, Arbeitslosigkeit, Trennung von der Familie, Gefängnisstrafen oder Krieg. Auch im 21. Jahrhundert wurden Millionen von Menschen vertrieben, ihres Lebensraumes beraubt, gedemütigt und verletzt. Genozid ist eine besonders gravierende Form des sozialen Tötens. Viele Menschen eines Kollektivs werden physisch getötet, Überlebende werden vertrieben, versklavt, enteignet und traumatisiert. Genozid kann mit Ökozid verbunden sein, wenn zum Beispiel indigene Gruppen durch Abholzung, Verschmutzung von Gewässern oder andere Formen der Umweltzerstörung ihrer Lebensgrundlagen beraubt werden.

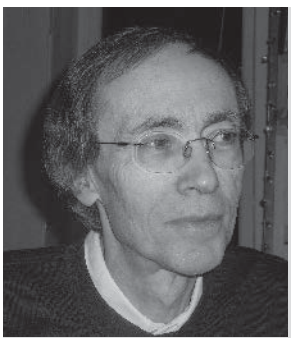
Psychisches Sterben kann sowohl durch Erkrankungen, wie schwere Depression und Demenz, als auch durch soziale Ereignisse, beispielsweise durch Traumatisierung verursacht werden. Es bestehen starke professionelle und ökonomische Interessen, das psychische Sterben zu medikalisieren und organisatorisch störende Einstellungen und Verhaltensweisen zu pathologisieren (Psychiatrie, Suizidologie).

In modernen Gesellschaften haben sich in den letzten Jahrzehnten aber auch neue Formen des sozialen und psychischen Sterbens entwickelt: Exklusion aus dem produktiven Zentralbereich durch Arbeitslosigkeit oder Verrentung, Ein-Personen-Haushalte, Demenz etc. können heutzutage vergleichbar gravierende Konsequenzen nach sich ziehen.

Respektvoller Umgang mit dem Sterben

Viele lehnen „entwürdigende" Formen des psychischen, sozialen und physischen Sterbens ab, wie etwa schwere Demenz oder Dauerkoma. Gerade Demenz, eine immer häufiger auftretende Form des psychophysischen und sozialen Sterbens, wird gefürchtet, da die gravierende Persönlichkeitsveränderung zu Verlust von Anerkennung, Kommunikationskompetenz und Selbstkontrolle führt. Es gibt Menschen, für die die selbstbestimmte Gestaltung des psychischen und sozialen Sterbens wichtiger ist als ein „ordnungsgemäßes natürliches" Sterben, als Lebenslänge oder als Gehorsam gegenüber der herrschenden Moral. Menschen mit derartigen Welt- und Personenbildern trachten, den Zustand fortgeschrittener Demenz oder andere gravierende psychosomatische Zerstörungsprozesse zu vermeiden – zur Erhaltung ihrer Würde und teilweise auch aus Rücksicht auf ihre Angehörigen.

Sterben ist ein komplexes, das Leben begleitendes Geschehen. In der letzten Phase wird das Sterben der meisten Menschen in reichen Staaten mit hohem ökonomischem Aufwand durch Ärzte und Pflegepersonal professionell „gestaltet". Trotzdem wird häufig Kritik an dem vorherrschenden Umgang mit Sterben geübt: an der Verlängerung des Sterbens, der Einweisung ins Krankenhaus, der Einsamkeit von Menschen ohne Bezugspersonen und der Missachtung der Bedürfnisse von Sterbenden. Eine Lösung, die der Soziologe Allan Kellehear vorschlägt, sind sogenannte „compassionate cities": Modelle der Gemeinschaftsentwicklung und der Verbesserung der Teilhabechancen. Allerdings wird der Aufbau derartiger neuer Lebenswelten politisch, sozial und medizinisch bisher zu wenig gefördert. Denn die Medikalisierung und Ökonomisierung des Sterbens haben dazu geführt, dass gemeinschaftliche, kulturelle und soziale Aspekte in den Hintergrund gedrängt wurden. Wenn Personen ihr psychisches oder soziales Sterben als unerträglich empfinden und ihr physisches Leben beenden wollen, werden sie pathologisiert und Personen, die sie einfühlend unterstützen, werden kriminalisiert. Diese Kriminalisierung deutet darauf hin, dass Sterben und Tod – wie in früheren Zeiten – im Zentrum von Herrschaftsinteressen stehen, was sich auch in Demokratien nicht geändert hat. □



Prof. Dr. Klaus Feldmann

war bis 2004 als Soziologe an der Universität Hannover tätig und wirkt derzeit bei Forschungsprojekten an der Abteilung für Bildungswissenschaft der Wirtschaftsuniversität Wien mit. Forschungsschwerpunkte sind Bildungsforschung und Thanatosoziologie.

Jeder will alt werden, aber keiner will es sein

Kann der Mensch unsterblich werden? Forscher versuchen unermüdlich, das Leben zu verlängern, doch dem ewigen Leben steht leider die Alterung im Wege: Über DNA-Schäden, senezente Zellen, lange Telomere und Lebensglück.

von Anna Müllner

Ich würde ja gerne ewig leben – aber nur, wenn ich dabei jung und gesund bleiben kann. Doch gerade das ist ja das Problem: Mit den Lebensjahren werden wir auch immer älter. Und kränker. „Alterungskrankheiten“ wie Krebs, Gefäßerkrankungen oder Rheuma – sie treten zwar auch bei jungen Menschen auf, aber vergleichsweise selten. Diese Erkrankungen sind es, die unser Leben limitieren. Einige Wissenschaftler sind der Ansicht, dass man die Alterung aufhalten kann, und so auch die damit einhergehenden Erkrankungen. Aber was ist Alterung eigentlich?

Ein wichtiger Faktor in der Alterung ist der DNA-Schaden. Auf der DNA liegt unser Erbgut – Baupläne für alles, was wir brauchen, damit die Prozesse unseres Lebens im Körper funktionieren. Nimmt die DNA Schaden, kann es sein, dass die Baupläne nicht mehr stimmen. Zellen, deren DNA Schaden genommen hat, ziehen sich meistens mit dem programmierten Zelltod selbst aus dem Verkehr. Manche Zellen hören allerdings auch schlicht auf, sich zu teilen. Sie werden „seneszent“, was eigentlich nichts anderes heißt als „gealtert“. Seneszente Zellen sind erst einmal dafür da, das Gewebe aufrecht zu erhalten. Würde die Zelle direkt sterben, wäre ja eine Lücke zu füllen. Gleichzeitig signalisieren die Zellen ihren Nachbarzellen, dass ein Problem besteht: Sie schütten Entzündungsstoffe aus. Diese seneszenten Zellen werden normalerweise vom Immunsystem abgebaut. Mit dem Alter funktioniert das aber nicht mehr so gut. Entweder das Immunsystem wird schwächer oder es entstehen zu viele neue seneszente Zellen – oder sogar beides. Die Entzündungsstoffe, die die seneszenten Zellen produzieren, sind allerdings ein zweischneidiges Schwert. Sie sollen Immunzellen anlocken, damit sie nachschauen, was an dieser Stelle gerade so los ist. Gleichzeitig fördert diese latente Entzündung jedoch auch verschiedene Erkrankungen – Alterungserkrankungen. Wer verhindern möchte, dass seneszente Zellen entstehen, sollte alles meiden, was unnötigerweise DNA-Schäden verursacht. So zum Beispiel Gifte wie Tabakrauch oder Alkohol. Außerdem sollte man Strahlung vermeiden. Die kommt natürlicherweise von der Sonne und in geringen Maßen auch aus dem Erdreich. Selbst unser Stoffwechsel, die Atmung und unsere Nahrung sind schädlich für unsere DNA. Es entstehen dabei „Sauerstoffradikale“, also sehr reaktive Sauerstoffatome, die die DNA angreifen. Teilweise greifen wir unsere DNA auch bewusst an: Chemotherapien sind dazu ausgelegt, die DNA von Krebszellen zu zerstören. Leider wirken sie nicht zu 100 Prozent genau. Menschen, die in jungen Jahren Krebs hatten und diesen überstanden haben, sind körperlich oft älter. Diese Alterung kommt von den Schäden, die die Chemotherapie in den gesunden Zellen hinterlässt.

Chancen und Risiken verlängerter Telomere

Wir können mit wenigen Maßnahmen die Schäden verringern, die unsere DNA erhält. Nicht rauchen, nicht trinken, nicht zu viel essen. Gegen Sonne schützt eine Sonnencreme, die natürliche ionisierende Strahlung (Radioaktivität) können wir allerdings nur geringfügig meiden. Gegen die Sauerstoffradikale die Luft anzuhalten, ist allerdings eher kontraproduktiv. Das Vermeiden von DNA-Schäden verringert das Risiko für Alterserkrankungen wie Krebs und verlängert somit das Leben. Allerdings können wir unsere DNA nicht vollständig vor Schäden schützen, selbst wenn wir uns gesund ernähren, die Sonne meiden und ohne Alkohol und Zigaretten leben. Unsere Zellen sind eben kein VW-Bus, sie sind anfällig für Verschleiß.

Dr. Anna Müllner

ist Zellbiologin und hat am Deutschen Krebsforschungszentrum zu DNA-Schäden in der zellulären Alterung promoviert. Sie ist PR-Beraterin und freie Autorin. Sie bloggt, podcastet und steht auch für Science Slams auf der Bühne. Außerdem referiert sie rund um die Themen Krebs, CRISPR/Cas und Big Data in der Biologie.

Dabei sind sie unermüdlich dabei, die entstandenen Schäden zu reparieren. Das funktioniert in den meisten Fällen sehr gut, manchmal jedoch passieren dabei Fehler. Diese Fehler sammeln sich mit der Zeit an und es kann zu Veränderungen im Erbgut kommen – eine große Gefahr, denn die entstandenen Mutationen begünstigen Krebs. Es ist also sehr wichtig, dass unsere Zellen mit der Zeit ausgetauscht werden. Alte Zellen sterben und werden ersetzt oder gehen in Seneszenz, neue Zellen nehmen ihren Platz ein. In diesem Zusammenhang werden auch die Telomere häufig diskutiert. Telomere sind die Enden unserer DNA, die mit jeder Zellteilung etwas kürzer werden. Es ist ein stetiger Prozess. Sind die Telomere zu kurz, gehen die Zellen ebenfalls in die Seneszenz. Demnach müssten die Telomere von alten Menschen, deren Zellen sich ja viel öfter geteilt haben, viel kürzer sein als die von jungen Menschen. Das stimmt jedoch nur zum Teil. Es gibt junge Menschen mit viel kürzeren Telomeren als bei alten. Überhaupt sollte die Länge der Telomere eigentlich ausreichen, um ein sehr langes Menschenleben zu überdauern. Doch einige Forscher wollen unsere Telomere verlängern, damit wir länger leben können.

Eigentlich kann unser Körper Telomere verlängern. Selbstständig! Dies ist aber streng reguliert, denn die Verlängerung der Telomere kann auch gegen den Körper verwendet werden. Krebszellen zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich unendlich teilen. Damit das funktioniert, müssen Krebszellen die Telomere immer wieder verlängern. So tricksen Krebszellen die Seneszenz aus. Wollten wir ewig leben, müssten wir einen Weg finden, die Telomere immer wieder zu verlängern. Wie aber halten wir dann das Wachstum von Krebszellen in Schach?

Fit durch Gehirnjogging

Es könnte aber auch bald möglich sein, Zellalterung nicht zu verzögern, sondern die alten Zellen ganz aus dem Körper zu entfernen. Erste Experimente mit Mäusen stimmen zuversichtlich, dass wir eines Tages wirklich eine Jungkur für unsere Zellen entwickeln könnten.

Nichtsdestotrotz lebten die verjüngten Mäuse nicht länger als ihre Altersgenossen. Am Ende war es das Herz, das schlappmachte: Materialermüdung. Viele Menschen fürchten vor allem den geistigen Abbau im Alter. Sogenannte neurodegenerative Erkrankungen wie Parkinson oder Demenz treten bei älteren Menschen viel häufiger auf. Wie diese Krankheiten entstehen, wissen wir noch nicht genau. Jedoch scheint das Alter und sich ansammelnder DNA-Schaden etwas damit zu tun zu haben. Aber auch ohne Krankheiten nimmt die geistige Leistungsfähigkeit immer weiter ab. Unser Gehirn muss sich an die Umstände und das Leben anpassen und immer wieder neue Verbindungen aufbauen oder kappen. Diese Plastizität ist in jungen Jahren sehr hoch – wenn wir als Kinder unsere Welt erkunden, Zusammenhänge verstehen und lernen. Im Alter nimmt diese Fähigkeit immer mehr ab. Je älter wir werden, desto weniger können wir mit Veränderungen umgehen. Ebenfalls ändert sich die Art und Weise, wie unsere Gehirnzellen miteinander kommunizieren. Davor schützen können uns Sport, gesunde Ernährung und Sozialkontakte. Außerdem Gehirnjogging wie Lesen, Kreuzworträtsel oder ganz allgemein, dass wir unser Gehirn einfach benutzen.

Je länger wir leben, desto mehr müssen wir aktiv dafür tun, unsere Alterung aufzuhalten. Dazu müssen wir erst einmal genau herausfinden, wie sie funktioniert. Sie ist ein geregelter Prozess. Vielleicht ist sie kein Muss. Wir wissen schon jetzt, dass wir die Alterung durch gesunde Lebensweise beeinflussen können. Warum sollten wir dann nicht nach Wegen suchen, dies zu optimieren? Wahrscheinlich werden wir dadurch nicht ewig leben. Aber mit etwas Glück bleiben wir länger gesund und fit, um unsere Zeit auf der Erde etwas länger zu genießen.

Eine Freundin von mir sagte mir einmal: Es sei sehr schade, wenn in Berichten über jung verstorbene Menschen steht „Sie wurde nur 20 Jahre alt“. Das Alter sage doch gar nichts darüber aus, wie erfüllt ein Leben gewesen sei. Dann ist ein langes oder gar ewiges Leben vielleicht gar nicht so wichtig. □

„Eine Distanz muss gewahrt bleiben"

Eine Augmented Reality (AR) App erlaubt Besuchern, sich mit einem Tablet über das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen zu bewegen und Lagergebäude virtuell in die Landschaft zu projizieren. Historikerin Stephanie Billib im Gespräch.

***unique*: Frau Billib, Sie haben die AR-App von Beginn an begleitet. Wie ist es zu diesem Projekt gekommen?**
Stephanie Billib: Der Anstoß zu der Tablet-App, wie wir sie intern nennen, kam nicht aus dem Haus selbst, sondern wurde von außen an uns herangetragen. Ein Enkel eines ehemaligen Häftlings hat bei einer größeren Veranstaltung die Gedenkstätte besucht und festgestellt, dass man vom Lager nichts mehr sehen kann: Das Gelände sieht verfremdet aus und erinnert eher an ein Wald- und Parkgelände. Als Leiter eines kognitionswissenschaftlichen Uni-Labs, das sich mit Computer- und Robotergeschichten beschäftigt, schlug er vor, dass man da doch etwas machen könne.

Wie wurde die Idee an der Gedenkstätte aufgenommen?
Die Entscheidung dafür war ein längerer Prozess. Am Anfang waren wir eher skeptisch: Was ist das für ein merkwürdiger Mensch, der uns irgendwelche Google-Brillen aufschwatzen möchte? Sollen die Besucher dann comicartig das Lager in VR ansehen? Bloß nicht! Aber erst diese Verwunderung hat dazu geführt, dass wir uns gemeinsam an einen Tisch gesetzt haben, um miteinander zu diskutieren. Dann haben wir verstanden, was er uns eigentlich zeigen möchte – und er hat auch etwas besser verstanden, wo unser Unbehagen lag.

Wo lag dieses Unbehagen denn?
Ein großes Thema war, ob man einem Besucher zumuten darf, sich mit so einer Technik in ein Lager hineinzuversetzen. Unsere Befürchtung war, dass man auf einmal in diese Situation zurückgetragen wird. Da haben wir ganz klar gesagt: auf keinen Fall! Man darf bei der Benutzung nicht plötzlich emotional auf eine Weise getroffen werden, mit der man in dem Moment nicht umgehen kann. Die App soll Nutzer nicht immersiv in die Situation des Lagers zurückversetzen, sondern Orientierung geben. Über die Nutzung der App bekommt man eine bessere Vorstellung davon, wie die räumliche Situation des Lagers war – es werden die Positionen von Lagergebäuden und Zäunen angezeigt. Ein gewisser Abstand, eine bestimmte Distanz muss aber gewahrt bleiben.

Ist es nicht zynisch, deutschen Besuchern nicht die emotionale Überforderung zumuten zu wollen, einen winzigen Einblick in das zu erhalten, was andere Menschen – durch ihre Vorfahren verantwortet – real durchleiden mussten?
Vermutlich habe ich es am Anfang so formuliert, aber „zumuten" ist hier das falsche Wort. Ich finde auch, dass man Nutzern schwierige emotionale Erfahrungen „zumuten" kann. Aber wie genau kennen wir unsere Besucher? Ich will niemanden in Watte packen und sagen, „da sollten Sie sich lieber nicht mit auseinandersetzen, da kann man vielleicht eine Nacht nicht schlafen, das möchte ich Ihnen nicht zumuten". Es geht um die psychische Komponente, die Traumata triggern und krank machen kann. Wir sind keine eindimensionale Gesellschaft mehr, da sind viele Leute mit Migrationshintergrund oder ganz vielen unterschiedlichen familiären Hintergründen. Ich kann nicht genau wissen, wer zu uns kommt und was da vielleicht ausgelöst wird.

Gedenkstätten in anderen Ländern sind deutlich weniger zimperlich, wenn es darum geht, Besuchern eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie es war.
Ja, da besteht ein ziemlicher Unterschied zwischen deutscher Erinnerungskultur und anderen Ländern. Man hört oft aus Israel oder den USA, dass ganz anders an diese Erinnerung herangegangen und den Besuchern mehr „zugemutet" wird. In Deutschland ist das schwer, denn wie auch an unserer Gedenkstätte geht es vielfach um Orte, wo wir ganz klar die Opferperspektive hervorheben wollen. Die Täterseite spielt schon oft genug eine Rolle in

Ansicht des Geländes in der AR-App.

dem, was wir über die Zeit lernen. Gerade in Deutschland weiß ich auch nicht, ob es angemessen ist, sich dem so annähern zu wollen. Ich glaube, dass es vielmehr für die Überlebenden nicht zumutbar ist, zu sagen, der Besucher soll sich das vorstellen. Denn es geht über unsere Vorstellungskraft hinaus. Man nähert sich ja einer Vorstellung an, die man nicht erreichen kann.

Wie wirkt sich das auf die App aus?
Wir versuchen – und das ist vielleicht auch die typische Perspektive einer deutschen Gedenkstätte – recht zurückgenommen zu arbeiten, deswegen vielleicht auch diese sehr abstrakte Darstellung der Gebäude und Zäune. Wir überlassen die Einschätzung und Beurteilung dem Besucher selbst und geben – hoffe ich zumindest – nicht viel vor, lenken nicht in eine Richtung.
Obwohl ich das selbst für ein bisschen fragwürdig halte, da wir natürlich immer eine bestimmte Meinung für richtig halten. Persönlich finde ich, dass die Täterseite in der App bis jetzt noch zu kurz kommt. Das würde ich gerne mit in den Blick nehmen, damit Nutzer wahrnehmen, dass da noch etwas anderes als diese Häftlingsgemeinschaft und deren Perspektive war. Denn das, was wir eigentlich mitgeben möchten – eigenverantwortlich zu sein, Handlungsspielräume auszuloten und Entscheidungen zu treffen – hat überhaupt nichts mit dem zu tun, was wir hier die ganze Zeit erzählen. Das passiert gerade auf dieser Mitläufer- und Täterseite; Opfer und Verfolgte hatten dazu keine Möglichkeit.

Wie könnte man diese Seite in der AR-App implementieren?
Das muss nicht unbedingt im AR-Bereich dieser Anwendung liegen, sondern kann auch einfach zusätzliches Informationsmaterial sein, das wir geolokalisiert eingebunden haben. Im Moment funktioniert es so, dass man das Tablet trägt und dann vor sich die Lagergebäude sehen kann, sich also etwas im Gelände orientiert. Dazu haben wir georeferenzierte Dokumente überall verortet, über die man gewissermaßen stolpert. Wenn man sie anklickt, ist da eine Vielzahl von unterschiedlichen Dingen: Fotografien der Briten, Häftlingszeichnungen, Ausschnitte aus Tagebüchern. Aber im Moment ist kein einziges Dokument dabei, das bewusst etwas über die Täterseite, über Wachmannschaften oder die Verwaltung darstellt.

Welche Grenze zwischen sinnvollem Orientierungshilfsmittel und Pietätlosigkeit würden Sie nie überschreiten?
Ich glaube, dieses „nie“ ist gerade im digitalen Bereich ein ganz schwieriger Begriff. Als wir angefangen haben, hätten wahrscheinlich alle Kollegen gesagt, VR-Brillen sind jenseits einer Tabulinie. Aber je stärker so etwas im gesellschaftlichen Kontext „normal“ und der Umgang damit vertrauter wird, umso leichter fällt auch Kollegen die Vorstellung, dass man so etwas auch in einer Gedenkstätte benutzen kann. Was im Moment immer noch ein Tabu ist, ist natürlich die Darstellung von Personen in solchen Situationen – vor allem von fiktionalisierten. Solange wir noch dabei sind, Namen und persönliche Informationen zu den Opfern eines Lagers herauszufinden, können wir nicht einen fiktiven Charakter in der Gedenkstätte verwenden.

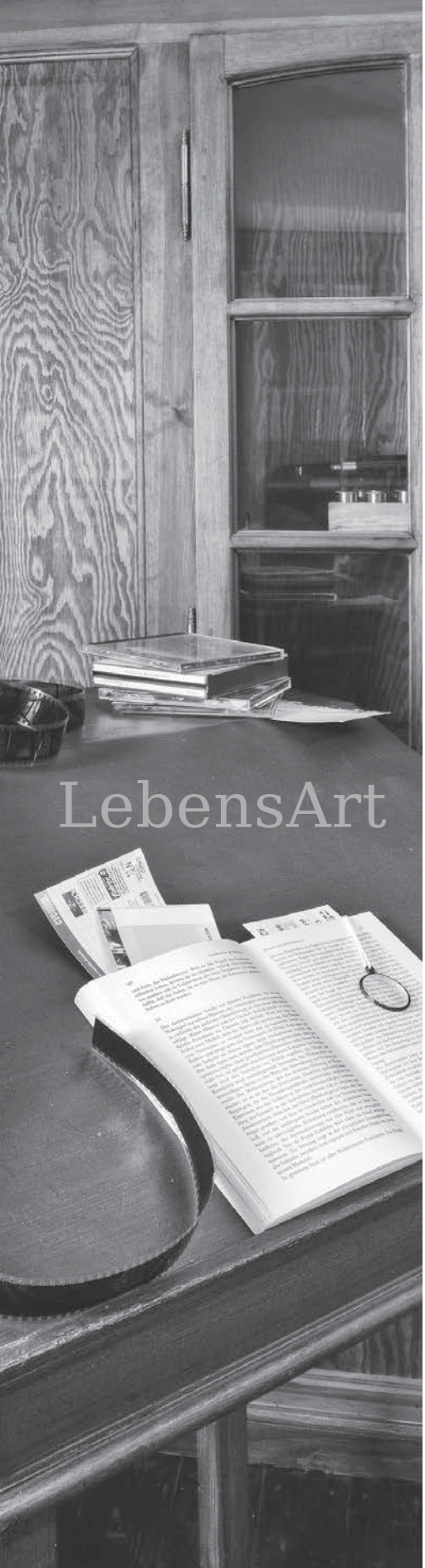
Haben Sie von Zeitzeugen und Angehörigen Feedback zur App erhalten?
Wir haben von Anfang an in der Entwicklung auch die Vertreter der Überlebendenverbände mit eingebunden, sie informiert und ihnen verschiedene Stadien der Entwicklung gezeigt. Die Überlebenden selbst fanden das überwiegend positiv – vor allem, wenn es hilft, junge Leute anzusprechen und deren Medien ihnen helfen, zu verstehen. Die Kindergeneration ist manchmal ein bisschen skeptischer. Das kennen wir auch in anderen Situationen und das ist völlig in Ordnung: Negatives Feedback und negative Rückmeldungen helfen, zu verstehen, wo Ängste und Bedürfnisse sind, auf die man eingehen kann.

Glauben Sie, dadurch, dass immer weniger Zeitzeugen leben, die ihre Erfahrungen einbringen, werden solche innovativen Technologien an Bedeutung gewinnen?
Ich glaube, dass Besucher von Gedenkstätten oder Personen, die Zeitzeugen begegnet sind, auch über die persönlichen Erfahrungen dieses Menschen eine Brücke zu dem Thema finden. Das wirkt auf einer kognitiven und emotionalen Ebene. Über solche digitalen Momente ist das nicht in derselben Form möglich, es erlaubt aber auch, sich der Situation anzunähern und eine emotionale Erfahrung zu machen.

Wie sehr glauben Sie, dass digitale Technologien unsere Erinnerungskultur beeinflussen werden?
Natürlich wird es die Erinnerungskultur verändern. Das bleibt nicht aus, einfach weil es unsere gesamte Gesellschaft verändert. Vor acht Jahren war undenkbar, wie selbstverständlich die Nutzung dieser Technologie heute geworden ist – auch für ältere Besucher. Ganz am Anfang habe ich noch geglaubt, einem möglichen Nutzer erklären zu müssen, wie man so ein Gerät verwendet – das war schnell nicht mehr so. Das trägt dazu bei, dass es auch an Erinnerungsorten als selbstverständlicher wahrgenommen wird. Unabhängig vom Digitalen verändert sich gerade auch das Verhältnis zwischen Besuchern und Mitarbeitern von Gedenkstätten. Was früher noch stärker hierarchisch war, löst sich auf und geht stärker in die Präsentation von verschiedenen Perspektiven, damit Besucher sich eine eigene Meinung bilden können. Das finde ich vollkommen richtig und wenn AR das bestärkt, bin ich absolut dafür, weiterzumachen.
Jedenfalls muss es nicht schlechter oder besser sein als frühere Annäherungen. Man muss sich als Kurator, genauso wie bei einer Ausstellung oder Publikation, darüber im Klaren sein, was man aus welchem Grund wie gestalten und publizieren möchte. Nur, wenn wir ausprobieren und mitmachen, haben wir die Chance, diese Entwicklung zu gestalten und den Rahmen, was angemessen ist, selbst mitzusetzen.

Frau Billib, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Interview führte Lara



Fotoessay

Unsterblichkeit für alle!

Die russische Bewegung des Kosmismus prophezeite die Wiederauferstehung aller Menschen mit Mitteln der Kunst.

von Mici

Der zentrale Grundsatz des Kosmismus, einer intellektuellen und künstlerischen Bewegung, die im 19. Jahrhundert in Russland entstand, verlangte sowohl die Kontrolle über alle zerstörerischen Kräfte der Natur – somit auch über den Tod – als auch die materielle Wiederauferstehung der Toten. Der Kosmismus ging sogar so weit, dass von der Besiedlung anderer Planeten als einer selbstverständlichen und unvermeidlichen Folge aufgrund des nach der Wiederauferstehung aller Toten (beginnend mit Adam und Eva) vorherrschenden Platzmangels auf der Erde gesprochen wurde. Somit waren Reisen ins Weltall für die Verfolgung der kosmistischen Ziele unerlässlich.

Hilfsmittel für das Erreichen der Unsterblichkeit sahen die Kosmisten in der Wissenschaft, der Technologie und der Kunst. Letztere spielte eine besondere Rolle, da die Kunst selbst bereits Potenzial zur Unsterblichkeit besitzt. Die Arbeit für die Auferstehung mithilfe dieser „Bereiche“ galt als eine Möglichkeit, mit Gott zusammenzuarbeiten. Dabei waren die Kosmisten eigentlich radikale Atheisten, die eine Loslösung von der Kirche forderten. Andererseits verfolgten sie mit der Auferstehung und der Apotheose aber sehr christliche Vorstellungen.

Hier zeigt sich nur einer der zahlreichen Widersprüche des Kosmismus, die sich in nahezu allen seinen Thesen finden: Sie verbanden vollkommen gegensätzliche Philosophien, wie das russisch-orthodoxe Christentum mit dem Marxismus. Parallelen zu letzterem zeigen sich beispielsweise darin, dass Kosmisten die Arbeit als ein Instrument zur Weiterentwicklung der Menschheit sahen oder darin, dass für sie alle Menschen einer Gesellschaft gleich waren, unabhängig von ihrer Klasse. „Echte soziale Gleichheit heißt Unsterblichkeit für alle“, woraus sich – irgendwie als logische Konsequenz, um die gesamte wiedererweckte und unsterbliche Bevölkerung unterzubringen – wieder die Umsiedlung auf andere Planeten und Sterne ableiten lässt.

Doch trotz der vielen Parallelen zum Marxismus sah das stalinistische Regime den Kosmismus als eine Bedrohung an. Viele russische Schriftsteller, Philosophen, Wissenschaftler, Künstler und Politiker, die von der kosmistischen Bewegung inspiriert und beeinflusst worden waren, fielen Anfang der 1930er Jahre dem stalinistischen Terror zum Opfer. Dieses frühzeitige Ende ist wohl der Hauptgrund für die Unvollständigkeit und die bis heute bestehenden Widersprüche des Kosmismus. Trotzdem sind Auswirkungen des kosmistischen Gedankens auf die russische Gesellschaft und Politik bis heute zu spüren. Neben den eher überirdischen Vorstellungen spielt auch eine sehr weltliche Institution eine große Rolle: das Museum. In diesem sahen die Kosmisten den Ort, der die zur Wiedererweckung nötigen menschlichen Überreste aufbewahren sollte.

All diese Aspekte und Grundsätze der Bewegung – die im Lichte des technologischen Fortschritts heute weitaus weniger irrwitzig erscheinen als zur damaligen Zeit – wurden in der Film-Trilogie *Immortality for all* von Anton Vidokle aufgegriffen. Der russische Künstler, dessen Werke bereits auf vielen internationalen Filmfestivals in Europa und Asien gezeigt wurden, ist außerdem Gründer der Kunstplattform eflux. □

Links: Restaurieren, präparieren und konservieren – sowohl tierische als auch menschliche Körper werden gebraucht, um die zukünftige materielle Wiederauferstehung zu ermöglichen.

Unten: Ein Museum ist eine Sammlung von Gesichtern, eine Sammlung der Lebenden: von den Werken der Toten. Die Aufgabe eines Museums ist die Auferstehung der letzteren durch die ersteren.

Film-Stills aus: Anton Vidokle: *Immortality For All!: a film trilogy on Russian Cosmism* (2014-2017).
HD-Video, color, sound. 96'. Russisch mit englischen Untertiteln. Mit freundlicher Genehmigung des Künstlers.

Oben: Geräte wie dieses sollten ursprünglich auf sowjetischen Raumschiffen installiert werden, um die Gesundheit der Kosmonauten zu sichern. Eine besonders große Version wurde allerdings über einem Friedhof gebaut, um zu untersuchen, welche Auswirkungen es auf die (toten) Menschen, Tiere und Pflanzen hat.

Rechts: Soziale Gleichheit bedeutet im Kosmismus Unsterblichkeit und Wiederauferstehung für alle. Letzteres ist hier als Prozess, der Arbeit erfordert – durch das Abwickeln der Mullbinden – dargestellt.

Tränen für Luca – sterbende Kinder im italienischen Melodrama

Mit Geschichten um Kinder, die an Krankheiten sterben, rührten die italienischen „lacrima movies“ in den 1970er Jahren Millionen von Zuschauern zu Tränen. Ein Rückblick auf ein heute völlig vergessenes Genre.

von David

Bevor er stirbt, möchte Luca noch den örtlichen Vergnügungspark besuchen. Der Zehnjährige, der zu Beginn des Films noch quicklebendig, aber auch etwas traurig durch Perugia tollte, liegt von seiner akuten Leukämie sichtlich gezeichnet in einem Krankenhausbett. „Wann denn sonst?“, antwortet Luca auf die Nachfrage seines Vaters Roberto, ob er das wirklich sofort machen wolle. Roberto lotst also seinen todkranken Sohn mitten in der Nacht aus dem Krankenhaus in den nahegelegenen Luna Park und überzeugt die Besitzer, die Fahrgeschäfte extra für seinen Sohn aufzumachen. Die emotionale Musik schwillt an, während das Kind in den Armen seines Vaters Touren fährt. Aus dem Off hören wir, wie Luca Roberto anvertraut, dass er krank vielleicht glücklicher war als vorher, weil sich sein alleinerziehender Vater endlich Zeit genommen habe. „Schade, dass wir uns nicht mehr sehen werden“ – bei einer Fahrt auf dem Pferdekarussell senkt sich Lucas Kopf endgültig an die Brust seines Vaters.

Mit Tränen in den Augen oder zumindest einem dicken Kloß im Hals verließen etwa 80 Zuschauer die Vorstellung von *L’ultima neve di primavera* im Frankfurter Filmmuseum. Der Film lief im Sommer 2018 im Rahmen des fünften Terza-Visione-Festivals, das sich alljährlich dem italienischen Genrekino der 1950er bis 1980er Jahre in all seinen Facetten widmet. Das Melodrama aus dem Jahr 1973, in dem der kleine Luca um die Zuneigung seines alleinerziehenden Workaholic-Vaters kämpft, dann aber von Leukämie dahingerafft wird, gehörte zu den überraschenden Highlights der Veranstaltung. Klassisches italienisches Genrekino: Heutzutage denken die meisten vor allem an Komödien mit Bud Spencer und Terence Hill oder an Westerns. Kenner schätzen auch die actionreichen Polizei- und Gangsterfilme, die Serienmörder-Thriller, die Horrorfilme und die Erotikkomödien. Die sogenannten „strappa-lacrime“ bzw. „lacrima movies“ (Tränendrücker/Tränenfilme) sind hingegen so gründlich vergessen, dass man damit selbst eingefleischte Fans des italienischen Kinos verblüffen kann, wie im Sommer 2018 im Frankfurter Filmmuseum geschehen. „Es war wirklich höchste Zeit, einen dieser Filme zu zeigen“, versichert Christoph Draxtra, Leiter des Terza-Visione-Festivals und großer Kenner des italienischen Films.

Spiel mit existentiellen Verlustängsten

L’ultima neve di primavera kam seinerzeit nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland, Großbritannien und Japan überragend beim Publikum an – und trat damit bis etwa Mitte der 1980er Jahre eine Welle von sentimentalen Filmen los, in denen Kinder, manchmal Teenager, im Mittelpunkt stehen und häufig an Krankheiten oder Unfallverletzungen sterben.

Diese Form des Melodramas erreichte damals ein wesentlich größeres Publikum als die heute weitaus bekannteren Polizeifilme und Thriller. „Da gingen tatsächlich Eltern mit ihren Kindern nachmittags ins Kino, um einen Film zu schauen, in dem ein Kind stirbt“, erläutert Christoph Draxtra. „Das ist aus heutiger Sicht unfassbar.“ Die 1970er Jahre waren in Italien für das Kino ein goldenes Zeitalter, aber politisch eine höchst unsichere Zeit. Die sogenannten „bleiernen Jahre“ Italiens waren von rechts- und linksradikalen Terroranschlägen, politischen Morden, instabilen Regierungen und wirtschaftlicher Rezession geprägt. Die starke Verunsicherung der Zeit wurde vom populären Kino aufgegriffen. Während die Polizeifilme das oft explizit taten, reagierten die Melodramen um sterbende Kinder eher implizit, indem sie sich in den privaten Kreis der Familie zurückzogen. Zugleich zielten sie auf eine existenzielle Verlustangst, nämlich den wertvollsten Menschen durch Krankheit oder Unfall zu verlieren. Das Spiel mit dieser Verlustangst erkläre wohl den damaligen, ungeheuren Erfolg dieser Filme, so der Leiter des Terza-Visione-Festivals.

Die „lacrima movies“ handeln von Verlust, Sterben und Tod. Trotzdem ist das Ableben des kindlichen Protagonisten am Filmende oft nur der letzte, sozusagen ultimative Verlust, denn Verlust kennzeichnet das familiäre Umfeld der Hauptfiguren meist von Beginn an. Die verstorbene oder weggelaufene Mutter weckt beim bereits erwähnten Luca, aber auch bei Andrea (*Incompreso*) oder Giacomino (*Il venditore di palloncini*) einen erhöhten Wunsch nach Geborgenheit und Zärtlichkeit, die der alleinerziehende Vater – ob Anwalt, Diplomat oder Alkoholiker – nicht erfüllen kann. Selbst mit zwei Elternteilen wird der kindliche Protagonist alleine gelassen, wenn diese etwa zu sehr mit ihren Streitigkeiten, ihrem nächsten

Drink oder ihren mondänen Strandhotel-Affären beschäftigt sind (wie in *Bianci cavalli d'Agosto*). Die Kleinen sterben an Leukämie, Anämie oder Gehirntumoren, aber die Krankheiten wirken oft wie Symbole: Die Protagonisten gehen in ihrer kaputten Familie an zu wenig Liebe zugrunde. So reaktionär das klingen mag (und „lacrima movies" bedienten auf gewisse Weise reaktionäre Ängste): das Ideal einer heilen Familie wird nie visualisiert, sondern ist hier „verlorenes Paradies". Der nahende Tod bringt aber meist Einsicht bei allen Beteiligten: Elternteil(e) und Kind wissen nunmehr, dass die Zeit knapp bemessen ist und nutzen sie zur Versöhnung und für letzte gemeinsame, liebevolle Augenblicke.

Die Kinder ernst nehmen

Ob die „strappa-lacrime" noch heute emotional berühren, hängt natürlich davon ab, ob sich ein Zuschauer ernsthaft darauf einlassen mag – und andererseits auch davon, wie sehr sich die Filme selbst auf ihre jungen Protagonisten einlassen. Betrachtet man die Figuren, die lacrima-Kinderstar Renato Cestiè verkörperte, erkennt man ein breites Spektrum. Seine Luca-Rolle in *L'ultima neve di primavera* ist komplex, lässt ihm genügend Raum, um einen Charakter mit Eigenheiten, Ecken und Kanten zu entwickeln. Der Film ist ein vielschichtiges Vater-Sohn-Drama, die tödliche Krankheit taucht 20 Minuten vor Ende auf, und erst in den eingangs geschilderten, letzten fünf Minuten werden die Zuschauer emotional geflutet. *L'ultima neve di primavera* nimmt Luca in all seinen Facetten ernst, lehrt den Zuschauer, ihn auch ernst zu nehmen – und so ist sein Tod umso emotionaler. Als Giacomino in *Il venditore di palloncini* liegt Renato Cestiè hingegen schon ab der 20. Minute todkrank im Bett und hat fast nichts anderes mehr zu tun, als mit Kulleraugen süß zu blicken. Währenddessen verirrt sich der Film in Nebenplots um den Vater und verliert dabei den kranken Jungen wortwörtlich aus den Augen. Dessen Tod (off-screen bzw. stark symbolisch verschlüsselt) kann dann auch weniger emotionale Resonanz finden. Das ist oft so bei „strappa-lacrime", die sich fast nur auf die Niedlichkeit ihrer Protagonisten stützen. *L'ultimo sapore dell'aria* und *Dedicato a una stella* beispielsweise gehören nicht zufälligerweise zu den Highlights des Genres, denn ihre bereits heranwachsenden Teenager-Protagonisten können nicht mehr mit kindlicher Niedlichkeit punkten. Diese Filme müssen sie bedingungslos ernst nehmen – und tun es auch.

Die „lacrima movies" waren für gut zehn Jahre ein integraler Bestandteil des italienischen Kinos und hinterließen auf der ganzen Welt Flüsse an heißen Tränen. Doch diese sind heute vertrocknet, und ihre Flussbetten gewissermaßen erodiert – und das, obwohl die gleichen Regisseure, Autoren, Kameraleute und Komponisten beteiligt waren wie bei bekannteren Werken des italienischen Films. „Ruggero Deodato, der Regisseur von *Cannibal Holocaust*, hat zum Beispiel auch einen lacrima movie gedreht, in dem ein Junge aus dem römischen Proletariat europäischer Jugendschwimmmeister werden möchte, obwohl er einen Hirntumor hat" erklärt Draxtra. „Der Film heißt *L'ultimo sapore dell'aria*, aber den kennt heute kaum jemand."

Wahrscheinlich nicht einmal Quentin Tarantino, der sich oft als Bewunderer Deodatos und des italienischen Kinos im Allgemeinen geoutet hat. Unter dem Label „Quentin Tarantino mag das" kann man besonders in Deutschland kurzfristig Aufmerksamkeit für vergessene Filme generieren. Bis der fleißige Italo-Epigone in einem Interview über eine vergangene Videosichtung von Ruggero Deodatos *L'ultimo sapore dell'aria* schwärmt und diesen Titel „vermarktbar" macht, dürfte aber noch einige Zeit vergehen, in der diese Art von Filmen nur einen kleinen Kreis von Zuschauern bei Retro-Festivals verblüfft – und zu Tränen rührt. □

Szenen aus L'ultima neve di primavera.

WortArt

Das fremde Gedicht

Inferno

von Lara

Tief unten im Krater, den der Sturz Luzifers auf die Erde geschlagen hat, werden in neun Kreisen Sünder gebraten: Die verbreitete Vorstellung der Hölle ist längst aus dem katholischen Rahmen hinaus in alle Bereiche der Popkultur gewandert. Entscheidend geprägt wurde dieses Bild durch den florentinischen Dichter Dante Alighieri, dessen zwischen 1307 und 1320 verfasste *Göttliche Komödie* in Vorwort und drei Büchern à 33 Gesängen eine detailgenaue Beschreibung der mittelalterlichen Ewigkeit liefert.

Begleitet vom antiken Dichter Vergil darf er schon zu Lebzeiten einen Blick auf etwas erhaschen, von dem gewöhnliche Menschen selbst nach dem Tod nur den ihnen zugewiesenen Ausschnitt zu Gesicht bekommen: Durch die Hölle und das Fegefeuer gewandert, besteigt er den Berg der Läuterung und erblickt zu guter Letzt das Paradies. Die größte Aufmerksamkeit hat freilich von jeher seine Beschreibung der Hölle – das Inferno – erhalten. Was dort zu sehen ist, liest sich bisweilen wie mittelalterlicher Splatter: Mörder werden in einem Blutstrom gekocht, Ketzer sind in brennende Särge gesperrt. Mitleid des Autor-Protagonisten wird von Fremdenführer Vergil scharf zurechtgewiesen. Die Höllenqualen als gerechte Strafe Gottes tragen die ethisch-theologische Ebene des Infernos, die in Kritiken seit Jahrhunderten mit der poetischen Ebene um die Deutungshoheit konkurriert.

In einem Brief an Cangrande I. della Scala, in dem er selbst vorgibt, wie man die *Göttliche Komödie* zu deuten habe, beschreibt Dante selbst sein Werk durch die vier Methoden der biblischen Schriftinterpretation: historisch, allegorisch, moralisch und anagogisch, d.h. einen tieferen Sinn besitzend. Die vielen Andeutungen auf seine realen Lebensumstände machen jedoch klar, dass die *Göttliche Komödie* auch eine politische Dimension hat. Das ist nicht weiter überraschend, bedenkt man, dass Dante über viele Jahre aktiv in der Politik seiner Heimatstadt Florenz war. Die *Göttliche Komödie* schrieb er im Exil – darüber, wo genau, streiten sich die italienischen Städte –, in das er nach einem 1302 unter Papst Bonifatius verhängten Todesurteil fliehen musste. Entsprechend hart rechnet er in seinem Werk mit der Kirche ab: Neben Bonifatius, der, obgleich zum Handlungszeitpunkt 1300 noch am Leben, bereits seinen Platz in Dantes Hölle sicher hat, finden sich unter den Höllensündern weitere Kleriker, deren definierendes Charakteristikum die Gier nach Macht und Geld ist. Zur Erlösung in den Himmel führt den Dichter nicht etwa die Kirche, sondern seine Jugendliebe Beatrice.

Trotz alldem war die Rezeption von Dantes Werk außerordentlich gut: Bereits eine Generation nach ihm begründete Giovanni Boccaccio das Feld der Dante-Studien und ordnete ihn irgendwo zwischen Propheten und Poeten ein. Seither ist die *Göttliche Komödie* gleichsam Teil des mittelalterlich-theologischen Kanons geworden. Die Frage, in welchem jenseitigen Bereich Dante nach seinem Tod im September 1321 landete, ist in Ermangelung nachfolgender Reiseberichte bis heute ungeklärt. □

Dante Alighieri

Übersetzung von Philalethes

Inferno, canto 8 (estratto)

Inferno, Gesang 8 (Auszug)

Io vidi più di mille in su le porte
Ueber den Thoren sah ich mehr denn tausend
da ciel piovuti, che stizzosamente
Herabgeregnete vom Himmel, die uns
dicean: «Chi è costui che sanza morte
Voll Trotz zuriefen: ‚Wer ist's, der die Reiche

va per lo regno de la morta gente?».
‚Des todten Volkes ohne Tod durchwandelt?'
E ‚l savio mio maestro fece segno
Mein weiser Meister drauf macht' ihnen Zeichen,
di voler lor parlar segretamente.
Dass heimlich er mit ihnen sprechen wolle.

Allor chiusero un poco il gran disdegno
Da zähmten sie den grossen Zorn ein wenig
e disser: «Vien tu solo, e quei sen vada
Und sagten: ‚Komm' allein, doch Jener gehe,
che sì ardito intrò per questo regno.
‚Der durch dies Reich so kecklich eingedrungen,

Sol si ritorni per la folle strada:
‚Allein kehr' er zurück des tollen Weges
pruovi, se sa; ché tu qui rimarrai,
‚Versuch' er's, wenn er's kann; doch du wirst bleiben,
che li ha' iscorta sì buia contrada».
‚Der auf so finstrer Strasse ihn geleitet!'

Flanieren im Käfig selbstauferlegter Langeweile

Von vielen als Autorin rührseliger Liebesromane missverstanden, hat Jane Austen in ihrem Werk minutiös die harte Heiratsökonomie und den beschränkten Standesdünkel ihrer Zeit beschrieben.

von Ladyna

Der Literaturkritiker Reich-Ranicki hat einmal gesagt, es gäbe nur zwei relevante Themen in der Literatur: Liebe und Tod. Eine Autorin des 18. Jahrhunderts wird dabei ganz besonders mit dem Genre der „Liebesgeschichte“ assoziiert: die Engländerin Jane Austen. Zwar liefert sie auf den ersten Blick den perfekten Stoff für ein Hollywood-Filmmärchen. Doch wer derart an der Oberfläche hängen bleibt, verkennt die Schriftstellerin und die Aussagekraft ihrer Literatur – besonders im Kontext der damaligen Gesellschaft. Denn hinter den wiederkehrenden Grundmotiven, die scheinbar perfekt zur Traumfabrik passen, verbergen sich penible Sittengemälde. Warum wohl verliebt sich die Heldin Elisabeth Bennet in Austens bekanntestem und schon zu Lebzeiten gelobtem Werk *Stolz und Vorurteil* ausgerechnet dann in den grimmigen Mr. Darcy, als sie sein Anwesen, sprich das Ausmaß seines Vermögens sieht? Warum hält sich die Autorin in *Sinn und Sinnlichkeit* damit auf, die Vermögensverhältnisse, die sich zwischen Elinor und ihrem Edward durch eine Heirat ergeben werden, ebenso detailliert wie ernüchternd zu erörtern? Und wie passt die Heldin aus *Mansfield Park* ins Bild, die den Onkel nach dem Ursprung seines Reichtums fragt und ihm damit dessen Beteiligung am Sklavenhandel vorhält? Das alles ist Jane Austens Art, die ökonomische Komponente des Heiratsmarktes zu thematisieren und soziale Kritik in der Regency-Epoche zu üben. Heiraten hat bei Austen wenig mit dem Finden und Ehelichen eines Seelengefährten zu tun, sondern ist die einzige Möglichkeit für Frauen, eine abgesicherte gesellschaftliche Stellung zu erlangen. Um der Bevormundung durch die Verwandten nicht lebenslänglich ausgeliefert zu sein, begeben sich Frauen in die Bevormundung eines Mannes, der im besten Fall ihren Handlungsspielraum mit Geld, Einfluss und Güte erweitern kann. Heiraten ist damit ein Abwägen der wenigen Handlungsspielräume der Frauen und ein Markt, in dem auch die Familie kräftig mitmischt.

Sozialer Status vor Romantik

Bei diesem Thema zeigt sich Austen nicht als verklärte Romantikerin, sondern vor allem als ausgezeichnete Beobachterin ihres eigenen gesellschaftlichen Umfelds: der Gentry. Mitglieder dieser Schicht aus niederem Landadel und gehobenem ländlichen Bürgertum bestreiten ihren Lebensunterhalt durch die Verpachtung von Ländereien. Um ihren Status zu halten, müssen sie sich vom körperlich arbeitenden „einfachen“ Menschen radikal abheben. So flanieren die Familien durch das nachmittägliche England, sie laden ein, tratschen, jagen, gehen auf Bälle und ganz wichtig, präsentieren sich vor ihrem eigenen Stand. Jane Austens Bücher machen deutlich, wie die Gentry in einem Käfig aus selbstauferlegter Langeweile vor sich hinvegetieren. Diese Handlungsbeschränkungen durchziehen alle Werke der Autorin. Ihre Bücher spielen auf engstem geographischem Raum und leben davon, dass die Autorin dieses Umfeld zum einen minutiös kennt, zum anderen aber über genug Abstraktionsvermögen und Spitzfindigkeit verfügt, um die Absurditäten deutlich zu machen. Jene, die Jane Austens Bücher mit der rosaroten Brille lesen, mögen diese Passagen als langatmig und redundant erleben. Doch die Autorin macht vor allem eines: Sie geht mit dem Status Quo ungeschönt und ehrlich um. Damit ist sie eine frühe Stimme, die die gesellschaftliche Randposition der Frauen nicht aktiv kritisiert, aber zumindest sehr klar auf den Punkt bringt. Besonders wenn man bedenkt, dass sie selbst zeitlebens keine Ehe einging, enthält ihr Realismus auch ein Fünkchen Rebellion. Ob aus Überzeugung, Pragmatismus oder Protektionismus ihrer Tätigkeit als Autorin ist allerdings nicht bekannt. Diese Frage hat wiederum einige Romantiker hervorgelockt, reihenweise Bücher über die Autorin zu schreiben. Ihre wirklichen Gedanken diesbezüglich hat sie im Alter von 41 Jahren mit ins Grab genommen. □

Kolumne

Wenn die unsterblichen Elben über den Jordan gehen: Tod und Vergänglichkeit in der Sprache

von Thomas Honegger

Tod und Sterben sind nebst Sex und anderen Körperfunktionen stark tabubehaftete Themen, weshalb es auf diesem Gebiet in allen mir bekannten Sprachen zahlreiche Umschreibungen, Euphemismen und Metaphern gibt. Nebst dem ‚sie ist gestorben' bzw. ‚verstorben' (als stilistisch gehobene und formale Variation) finden sich im Deutschen nicht nur verhüllend-umschreibende Ausdrücke wie ‚sie ist entschlafen', ‚er ist von uns gegangen', ‚sie hat den Geist aufgegeben', ‚er hat das Zeitliche gesegnet', sondern auch bildhaft-poetische Umschreibungen wie ‚sie hat ihre letzte Reise angetreten' bzw. ‚er ist über den Jordan gegangen' und eher derb-realistische Redewendungen wie ‚er hat den Löffel abgegeben' oder ‚er hat ins Gras gebissen'. Es gehört zu den Herausforderungen einer jeden (Fremd-)Sprache, dass man als Sprecher gerade in diesem heiklen Bereich den richtigen Ton trifft. Ein ‚he passed away' ist in den meisten Situationen kein Problem, während ein ‚he kicked the bucket' oder ‚he bit the dust' nur mit Vorsicht anzuwenden sind. Letztere Redewendung zeigt, dass manche der Ausdrücke sprachübergreifend vorkommen und sich ihre genauen Entsprechungen auch in anderen Sprachen finden lassen: Englisch ‚to bite the dust', Französisch ‚mordre la poussière', Italienisch ‚mordere la polvere' etc. Die Idee, die dem ‚ins Gras beißen' zugrunde liegt, geht bis in die Antike zurück. Dort findet man ‚in die Erde beissen' im Zusammenhang mit dem Tod der Krieger auf dem Schlachtfeld. Die moderne Verwendung zeigt auch, dass die Redewendung in allen vier Sprachen ihre episch-heroischen Assoziationen verloren hat und heute nur noch in einem scherzhaft-derben Ton gebraucht wird.

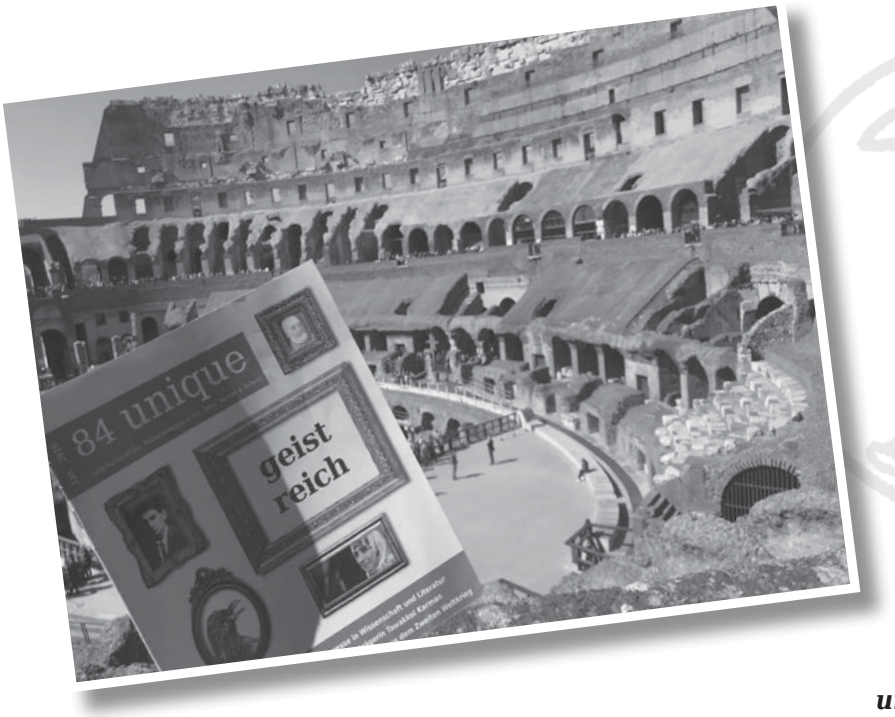
Während ‚ins Gras beißen' wie ‚to be pushing up the daisies' (‚die Gänseblümchen von unten sehen', bzw. wörtlich ‚hochstoßen') eine gewisse Bildhaftigkeit besitzen, die den Sinn auch ohne Wissen um den ursprünglichen Kontext erraten lassen, so sind Ausdrücke wie ‚den Löffel abgeben' und ‚über den Jordan gehen' mehr oder weniger rätselhaft. Ersterer bezieht sich auf den mittelalterlichen Brauch, seinen höchsteigenen Esslöffel immer mit sich zu führen und zu verwenden – und ihn beim Ableben eben ‚abzugeben'. Letzterer ist biblischen Ursprungs und in doppelter Weise euphemistisch. In der Bibel bezieht sich der Ausdruck auf den Übergang der Israeliten nach ihren Jahren in der Wüste über den Fluss Jordan ins Gelobte Land. Dies wurde dann im Pietismus als Umschreibung für den Eintritt der Seele eines Verstorbenen ins Himmelsreich verwendet – und schließlich allgemein als ‚Übertritt ins Jenseits'.

Dass die Metaphern und Umschreibungen zu Missverständnissen und auch zu gravierenden Übersetzungsfehlern führen können, zeigt die französische Ausgabe des Fantasy-Epos *Der Herr der Ringe*. Im englischen Original heißt es im Prolog über Elrond und Galadriel, zwei ‚unsterbliche' (Halb-)Elben, dass sie am Ende des Dritten Zeitalters ‚departed' (‚abgereist') seien. Der französische Übersetzer hat dies mit ‚fût mort' (‚sind gestorben') wiedergegeben. Nun kann ‚to depart' tatsächlich als Euphemismus für ‚to die' verwendet werden – im Falle der unsterblichen Elben aber eben nicht. Es war eine positive Überraschung für die Leser des französischen *Herr der Ringe,* später herauszufinden, dass Galadriel doch nicht über den Jordan gegangen ist, sondern gesund und munter in den Unsterblichen Landen weiterlebte. □

Über Umschreibungen des Sterbens von Menschen (und Elben) schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

Grüße von unterwegs

von Mici



***unique* around the world**
Diesmal in Rom, Italien

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion: Lara Hartung (V.i.S.d.P.)

Chef vom Dienst: Micaela Speck

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz” 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Präsidialamt der FSU Jena
Studierendenrat der EAH Jena

Redaktion:
David Leuenberger, Frank Kaltofen, Irem Orhan, Jacqueline Isabelle Hadasch (Jacky), Ladyna Wittscher, Lara Hartung, Marie von Egloffstein, Micaela Speck (Mici), Miriam Marzinkewitsch, Robin Zurwieden, Silvana Gräper, Stefan Wünsche, Tina Nickel (Ella)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Dr. Anna Müllner, Hallie Ayres, Prof. Dr. Klaus Feldmann, Prof. Dr. Klaus Sames, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 18. Jahrgang
Satz & Layout: Lara Hartung, Silvana Gräper
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Onlinebetreuung: Micaela Speck, Ladyna Wittscher, Lara Hartung, Patrick Mehner

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: Lara Hartung

Schnappschüsse Seite 10 & Seite 18: © Austen Spanka

Seite 4: (oben) flickr/user pwrgrl09bc, (unten) © Gedenkstätte Bergen-Belsen | Seite 5: (oben) © Anton Vidokle | Seite 7: flickr/user Camosun College | Seite 8: © Klaus Sames | Seite 9: flickr/user pwrgrl09bc | Seite 17: © Klaus Feldmann | Seite 18: © Anna Müllner | Seite 19: DataBase Center for Life Science | Seite 20: © Gedenkstätte Bergen-Belsen | Seite 23: © Anton Vidokle | Seite 25: CG Entertainment

Hinweis: In unseren Texten verwenden wir das generische Maskulinum. Diese Formulierungen sollen ausdrücklich Personen jeden Geschlechts gleichberechtigt ansprechen.

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung.
Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren.
Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor.
Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

mehr als Uni ...

Die *unique* ist ein 2001 von Studierenden gegründetes Magazin, das sich mit Politik, Gesellschaft, Kultur und Sprache auseinandersetzt. Unsere Redaktion arbeitet ehrenamtlich und eröffnet Dir – unabhängig vom Studienfach – eine Vielzahl von Betätigungsfeldern. *unique* erscheint viermal im Jahr in Jena, Weimar und Erfurt.

schreiben

Themen finden.
Recherchieren.

organisieren

Veranstaltungen.
Kooperationen.

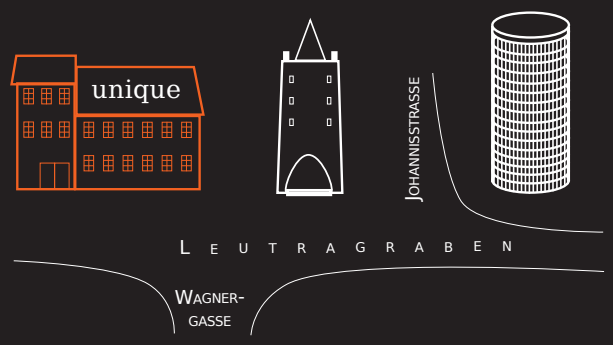
gestalten

Bildbearbeitung.
Layout.

... unique

www.unique-online.de
redaktion@unique-online.de
Haus auf der Mauer / Johannisplatz 26

Redaktionssitzung Donnerstag um 18 Uhr



Interesse?
Komm vorbei!

LANGE NACHT DER MUSEEN

2019

Erfurt	17. Mai
Weimar	18. Mai
Jena	24. Mai
Weimarer Land	25. Mai

www.nachtdermuseen.com

Sparkasse Mittelthüringen

ERFURT WEIMAR JENA Die Impulsregion

Anzeige